This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

91. d. 7

V.

91. d. 7

Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche Werke.

Zur

schönen Literatur und Kunst.

Fünfter Theil.

Mit Königlich-Würtembergischen und Kurfürstlich-Badischen gnädigsten Privilegien.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1806.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF OXFORD
26 MAY 1932

Johann Gottfried von Herder's

kritische

Wälder.

Oder

Betrachtungen

über die

Wissenschaft und Kunst

des Schönen.

1769.

Herausgegeben

durch

Heyne.

Zweites und drittes Wäldchen.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1806.

Beförderer und Theilnehmer

am

Denkmal J. G. von Herders

durch

Subscription seiner Werke.

Fortsetzung.

Ihro Erlaucht die reg. Gräfinn Eleonora von Büdingen, geb. Gräfin von Bentheim-Steinfurth.
Weiß Pap. 1 Ex.

Se. Durchl. der Fürst Adam Czartoryski, K. K. Feldmarschall. Weiß Pap. 1 —

Se. Erlaucht der Graf Moritz von Dietrichstein.
Weiß Pap. 1 —

Se. Hochfürstl. Durchlaucht der Fürst Carl von Lamberg zu Steyer. Velin Pap. 1 —

Se. Königliche Majestät der regierende König von Preußen, ꝛc. ꝛc.
Velin Pap. 1 —
Weiß Pap. 1 —
Ord. Pap. 1 —

*

Se. Erlaucht der Prinz Nicolaus Putiatin, Ruſſ. Kaiſ. Cammerherr und Geh. Rath. Weiß Pap. 1 Ex.

Se. Hochfürſtl. Durchl. Heinrich der 13te Graf Reuß, reg. Fürſt zu Greiz, kaiſerl. königl. General-Feldzeugmeiſter. Weiß Pap. 1 —

Ihro Herzogl. Durchl. die reg. Herzoginn von Sachſen-Gotha und Altenburg. Weiß Pap. 1 —

Se. Herzogl. Durchl. der Prinz Friedrich von Sachſen-Gotha und Altenburg. Weiß Pap. 1 —

Se. Erlaucht der Reichsgraf Joſeph von Törringen-Gutenzell. Weiß Pap. 1 —

S. Erlaucht der Graf Stanislaus Zamoyski. Weiß Pap. 1 —

Augsburg.

Löbl. Stadtbibliothek. Weiß Pap. 1 —

Löbl. Bibliothek des evangeliſchen Collegiums bei St. Anna. Weiß Pap. 1 —

Ballwiz.

Herr A. F. Gerling, Paſtor. Weiß Pap. 1 —

Baireuth.

— Richter, Jean Paul Friedrich, Legations-Rath. Weiß Pap. 1 —

— Schmid, Criminal- und Stadtgerichts-Rath. Weiß Pap. 1 —

Berlin.

Herr von Blanckenberg auf Zimmerhain. Ord. Pap. 1 Ex.
Frau von Berg, geb. von Häseler. Weiß Pap. 1 —
Herr von Borgsletten, Geh. Finanz-Rath. Weiß Pap. 1 —
— von Buchholz, Staatsminister. Weiß Pap. 1 —
— Büttner, Geh. Cabinets-Secretair. Ord. Pap. 1 —
— Delbrück, Erzieher Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen. Weiß Pap. 1 —
— von Faudel, Geh. Ober-Finanz-Rath. Weiß Pap. 1 —
— Frick, Kammergerichts-Referendär. Weiß Pap. 1 —
— von Gerhardt, Ritterschafts-Rath. Weiß Pap. 1 —
— von Gerlach, Geheimer Ober-Finanz-Rath und Churmärkischer Kammer-Präsident. Weiß Pap 1 —
— Graf von Götzen, Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Königs, und Major in der Armee. Weiß Pap. 1 —
— Greuhm, Hofrath. Weiß Pap. 1 —
— Hagemann, Kriegs- und Erbherr auf Rayon und Mätz. Ord. Pap. 1 —
— Graf von Haugwiz, Staats-Minister. Velin Pap. 1 —
— Heim, Geh. Rath und Arzt. Ord. Pap. 1 —
— Iffland, Theater-Direktor. Weiß Pap. 1 —
— von Kircheisen, Kammergerichts-Präsident. Weiß Pap. 1 —

Herr von Kleiſt, General-Adjutant Sr. Majeſtät des Königs, und Obriſt-Lieutenant. Weiß Pap. 1 Ex.

— von Köckeriz, General-Adjutant Sr. Majeſtät des Königs, und General-Major. Weiß Pap. 1 —

— Krahmer, Geheimer Cabinets-Sekretair. Weiß Pap. 1 —

— Labbayer, Geheimer Seehandlungs-Rath. Weiß Pap. 1 —

— Labbayer, Ober-Accis- und Zoll-Rath. Weiß Pap. 1 —

— Lombard, Geh. Cabinets-Rath. Weiß Pap. 1 —

— Piattoli, Geheimer-Rath. Weiß Pap. 1 —

— von Rappard, Geheimer Seehandlungs-Rath. Weiß Pap. 1 —

— von Scheve, Ober-Conſiſtorial-Präſident. Weiß Pap. 1 —

— Schleiniz, Kammergerichts-Präſident. Weiß Pap. 1 —

— von Schlieſſer, Obriſt-Lieutenant und Commandeur eines Grenadier-Bataillons. Ord. Pap. 1 —

— von Schrötter, Geheimer Ober-Tribunal-Rath. Weiß Pap. 1 —

— Graf von Schulenburg-Kehnert, Staatsminiſter und General der Cavallerie. Velin Pap. 1 —

— Villaume, Geheimer Cabinets-Secretair. Weiß Pap. 1 —

— Graf von Voß, Staatsminiſter. Weiß Pap. 1 —

Bremen.

Herr Kulenkamp, Diedr. Weiß Pap. 1 Ex.

Dillingen.

— Buchner, Professor. Ord. Pap. 1 —
— Gerhäuser, Professor und Seminar-Regens. Ord. Pap. 1 —

Gotha.

— von Frankenberg, Geheimer-Rath. Weiß Pap. 1 —
Frau von Frankenberg. Weiß Pap. 1 —
Fräulein von Frankenberg. Weiß Pap. 1 —

Leitzkau.

Löbl. Freiherrl. von Münchhausische Bibliothek. Weiß Pap. 1 —

Lietzen.

Herr Schulze, Ober-Amtmann. Weiß Pap. 1 —

Lüneburg.

— Timaeus, Professor. Weiß Pap. 1 —
— Wagner, Direktor. Weiß Pap. 1ste Abthl. 1 —

München.

— Babo, Geheimer Rath. Weiß Pap. 1 —
— Fischer, Professor. Weiß Pap. 1 —
— Freiherr von Hartmann, Geheimer Referendär. Weiß Pap. 1 —

Herr Franz von Kranner, Geheimer Referendär.
Weiß Pap. 1 Ex.

— von Rheinwald, Geheimer Legations-Rath.
Weiß Pap. 1 —

— Salat, Professor. Weiß Pap. 1 —

— Schenck, Geheimer Referendär. Weiß Pap. 1 —

— Schneider, Professor. Weiß Pap. 1 —

— Freiherr von Schwerin, Geheimer Referendär.
Weiß Pap. 1 —

— Steiner, Geheimer Referendär. Weiß Pap. 1 —

Nürnberg.

— Lechner, Buchhändler. Weiß Pap. 1 —

Oldenburg.

— von Halem, Regierungs-Rath. Weiß Pap. 1 —

Passau.

— von Lenz, Königl. Polizei-Direktor und Städtischer Commissair. Weiß Pap. 1 —

— J. Venino, Kaufmann. Weiß Pap. 1 —

Regensburg.

— Freiherr von Plessen, Herzogl. Meklenb. Geheimer Rath und Reichstagsgesandter. Weiß Pap. 1 —

Frau Gräfinn von Lerchenfeld, geb. von Groschlag.
Weiß Pap. 1 —

Riga.

Herr Wilpert, Bürgermeister. Weiß Pap. 1 —

Sachsendorf.

Herr Baath, Ober-Amtmann. Weiß Pap. 1 Ex.

Schneeberg.

— A. Hänel. Weiß Pap. 1 —

Sonnenburg.

— Kuhlwein, Ordens-Kammerrath. Weiß Pap. 1 —

Stralsund.

— von Brinkmann, Regierungs-Rath in Königl. Schwedischen Diensten. Weiß Pap. 1 —

Tempelfort.

— Jacobi, Geheimer-Rath. Weiß Pap. 2 —

Tettnang.

— Gebhard, Cand. der Theologie. Weiß Pap. 1 —

Toelpin.

— von Dewiz, Kammerherr. Weiß Pap. 1 —

Tübingen.

— Geß, Cand. Weiß Pap. 1 —

— Köhler, Cand. Weiß Pap. 1 —

Ulm.

— Glöckler, Stadtcassier. Weiß Pap. 1ste Abthl. 1 —

St. Urban.

— Ambrosius Glutz, Abt. Weiß Pap. 1 —

— Karl Ruckstahl, Sohn. Weiß Pap. 1 —

Weimar.

Herr Karl Gore.	Weiß Pap.	1 Ex.
— Rühlmann, Kammer-Rath.	Weiß Pap.	1 —
— Stiebriz, Subconrektor.	Weiß Pap.	1 —

Wien.

— Graf Anton von Appony.	Velin Pap.	1 —
— Graf von Banffy.	Velin Pap.	1 —
— Graf Joſeph von Hunnyady.	Weiß Pap.	1 —
Frau Gräfinn von Palffy, geb. Gräfin von Hohenfeldt.	Weiß Pap.	1 —
Herr Wächter, Superintendent an der Evangeliſchen Gemeinde.	Ord. Pap.	1 —

Kritische Wälder.

Zweites Wäldchen.

Ueber einige Klotzische Schriften.

Analytiſcher Inhalt.

I. Ueber Kloßens Homeriſche Briefe.

1. Warum es nicht ſo leicht ſey, in unſerer Zeit Homer, in Abſicht auf ſeine Sprache und ſeine Menſchen, zu beurtheilen? Ob Homer das Maaß des menſchlichen Geiſtes? und ob es aus ſeinem Zeitalter wahrſcheinlich ſey, daß er das Lächerliche affektiren wollen?
2. Kloßens Tadel auf Homer iſt längſt bekannt, und kein Tadel. Ekphraſe der Epiſode Vulkans, zum Beweiſe, daß er kein Poſſenreißer ſeyn wolle.
3. Ein Blick auf Therſites und Irus im Homer. Kann eine epiſche Hauptperſon lächerlich ſeyn? Nein! Rettung des Homeriſchen Ulyſſes. Darf ſie lachen? Warum nicht?
4. Unterſchiede, die Klotz überſehen. An ſich iſt lächerlich und belachenswerth; Haupt- und Nebenperſonen; die Theile eines Gedichts, und das Ganze; eine ſich in andre auflöſende Empfindung, und das Hauptgefühl der Epopee, nicht einerlei.
5. Kann man Mythologie in Religionsgedichte miſchen? Zuerſt: merkliche Schwierigkeiten in der lateiniſchen Sprache. Zeiten und Länder unterſcheiden noch mehr. Sonderbarkeit der Dichter, die in Italien bei Wiederaufiebung der Wiſſenſchaften ſangen. Der poetiſche Gebrauch der Mythologie muß alles entſcheiden. Rettung der Mythologie in Milton.
6. Einſchränkung und Auseinanderſetzung der ganzen Materie. Poetiſche Grenzen der Mythologie in Religionsgedichten. Ob ein geiſtlicher Dichter der Dogmatik zu gut ſchreibe?
7. Proben der großen Wirkung heidniſcher Ideen in Gedichten unſerer Religion. Prüfung der neuen Vorſchläge, auf was Art die Mythologie für unſere Religion zu brauchen ſey?

8. Und für unsere Kunst. Ueber die Strahlen, die Flügel, und den Donnerstrahl in der Kunstvorstellung unsers Gottes. Prüfung der Vorschläge hierüber nach Alterthums- und Religionsbegriffen. Ists was Unerhörtes, daß christliche Dichter Gott auf einem Donnerwagen schildern?
9. Von der Mythologie in Profangedichten unserer Zeit. Ob sie durch Entdeckungen der Naturlehre und der Geographie, oder gar durch Allegorie ersetzt werde? Ueber Ramlers Liebe zur poetischen Allegorie.

II. Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1. Ist die Keuschheitsvisitation eines Dichters der poetische Zweck desselben?
2. Grund der Schamhaftigkeit in der menschlichen Natur. Daß das κακοζηλον ein schlechter Zeuge derselben sey. Rettung der Homerischen Episode des Paris.
3. Untersuchung der mancherlei Schambegriffe, bei der Liebe, bei dem Nackenden, bei gesellschaftlichen Ehrbarkeiten. Unterschied zwischen der natürlichen, gesellschaftlichen und moralischen Schamhaftigkeit.
4. Unterschied dieser Empfindungen bei verschiedenen Nationen, Morgenländern, Griechen und Römern gezeiget. Rettung der griechischen Freiheiten hierinn.
5. Klotzens uncharakteristische Beleuchtung Virgils. Wie ungewiß ihn Klotz rette, und wie unpassend mit Homer verglichen?
6. Ueber die persönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie sie gerettet werden könne? Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Lob der Heynischen Ausgabe Virgils.

Kritiſche Wälder.

Zweites Wäldchen.

Ueber einige Kloßiſche Schriften.

I.

Ich habe mich anheiſchig gemacht, auf mehrere Kloßiſche Anmerkungen über Homer zu merken, und ich muß mein Wort erfüllen. Der Tadel ſowohl, als das Lob, das auf den Erſten der Dichter fällt, trifft auf den Mittelpunkt der griechiſchen Literatur, und hat immer auch auf entferntere Punkte im Kreiſe der Gelehrſamkeit einen Einfluß. Es wird alſo lohnen, mit den Homeriſchen Briefen * in der Hand, ein Luſtwäldchen der alten griechiſchen Muſen zu beſuchen.

Zuerſt die Frage: Iſts wohl ſo leicht Homer'n zu tadeln? ich meine ſo leicht für uns, in unſerer Zeit, Denkart und Sprache? Es ſollte ſcheinen. Denn ſind wir nicht in Gelehrſamkeit und

* Epist. Homer. Altenb. 1764.

Wiſſenſchaft und Stufe der Cultur ungleich höher, als das Zeitalter Homers? Iſt die Welt nicht drei tauſend Jahr älter, und alſo auch vielleicht drei tauſendmal erfahrner und klüger geworden? Kniet alſo nicht der Altvater Homer vor dem Geſchmacke und Urtheile unſers Zeitalters, wie vor dem Tribunal des jüngſten Gerichts? Ich ſollte faſt glauben! oder beinahe nicht glauben: denn unſer Jahrhundert mag in Allem, was Gelehrſamkeit heißt, ſo hoch gekommen ſeyn, als es will und iſt; ſo iſts doch in Allem, was zur poetiſchen Beurtheilung Homers hört, nicht höher; ja, ich behaupte, daß es hierinn dem Jahrhunderte geborner Griechen, die Homers Zeitgenoſſen, oder wenigſtens Landsleute und Brüder einer Sprache mit ihm waren, weit hintennach ſey. Wir ſind nicht nur nicht höher hinauf, wir ſind gewiſſermaßen aus der Welt hinaus gerückt, in der Homer dichtete, ſchilderte und ſang.

Homers Sprache iſt nicht die unſere. Er ſang, da dieſelbe noch blos in dem Munde der artikulirt ſprechenden Menſchen, wie er ſie nennet, lebte, noch keine Bücher, noch keine grammatiſche, und am wenigſten eine wiſſenſchaftliche Sprache war. Er bequemte ſich alſo den Artikulationen der Zunge ſeiner Menſchen, den Beugungen, und dem Wortgebrauche der lebenden Welt, in aller Unſchuld und Einfalt ſeines Zeitalters. Wer kann ihn nun hören, als ob er ſpräche? Tauſend Wörter haben ih-

ren Sinn allmählich umwandeln, oder ſich in ihrem Gebrauche ſeitwärts biegen und verfeinern müſſen. Müſſen, ohne daß es jemand wollte, und bemerkte; denn der Geiſt der Zeit veränderte ſich. Man behielt immer das Wort, man glaubte auch immer, denſelben Begriff zu haben; denn in der gemeinen Sprache des Umganges wechſelt man klare, und nicht deutliche Ideen: und doch ſo, wie ſich Lebensart, und der Geiſt des Jahrhunderts änderte, ſo hatte ſich auch der innwohnende Geiſt vieler Wörter verändert. Sehr ſpät endlich ward die Sprache wiſſenſchaftlich. Der Wörterſammler, der die Begriffe aus einander ſetzen, deutlich machen ſollte, fand einige vielleicht ſchon gar nicht in ſeiner lebenden Sprache; er mußte rathen, und die Muſe gebe, daß er unter hunderten nur einmal übel gerathen hätte. Bei einem andern definirte er nach dem Begriffe ſeiner Zeit: wie aber, wenn dieſer blos ein jüngerer, ein abſtammender Begriff geweſen wäre? Bei einem dritten nahm er vielleicht gar nur eine verfeinernde Bedeutung des Philoſophen, eine Nebenbeſtimmung dieſer und jener Schule, Provinz, Sekte, Menſchengattung, und trug ſie ein. Nun komme nach drei tauſend Jahren ein Menſch aus einer fremden Sprache, aus einer ganz andern Welt, urtheile und richte, und mäckle Wörter, ſicherer würde er die Bücher der cumäiſchen Sibylla in Ordnung bringen!

Wer mir nicht glaubt, leſe hierüber die Vorrede des arbeitſamen Johnſons zu ſeinem engliſchen Wörterbuche, und er wird vor einer Kritik zittern, die ihn drei tauſend Jahre zurück, in einen ſo frühen Zeitpunkt der griechiſchen Sprache, als in welchem der Dichter ihrer Jugend, Homer, ſang, verſetzen will. Wenn ſchon zur Zeit Ariſtoteles gebohrne Griechen über einzelne Wörter Homers zweifelhaft waren: werden wir alsdann nicht weit öfter, wenn es inſonderheit auf Würde der Wörter ankommt, in der Sprache des ehrlichen Sancho Panſa ſagen müſſen: Gott weiß, wie Homer hätte dichten ſollen. Ich rede nicht von dem Sinne deſſelben, ſondern von dem Gefühle ſeiner epiſchen Würde in der Sprache: und zum Behufe des letztern reichen die vielen Hülfsmittel unter den Griechen ſelbſt dazu, Homer beurtheilen zu wollen?

Ich gebe ein Beiſpiel, das ich brauchen werde. Das Wort γελοιον hieß in den Zeiten der alten griechiſchen Einfalt, überhaupt, was Freude, was Lachen erwecket, ohne daß dies Lachen der Freude noch ein Gelächter des Spottes ſeyn durfte. Das γελοιον in einem Menſchen war der Charakter eines ſüßen, innigen Gefallens: das γελοιον in einer Sache, in einer Rede, in einem Auftritte war Annehmlichkeit. Je mehr die Zeiten von ihrer unſchuldigen Einfalt abwichen; deſto mehr wurde der Begriff des „Lächerlichen„ daraus. Das γελοιον in einem menſch-

lichen Charakter ward das "Piquante des Witzlin„ges„ und endlich ganz die Narrenkappe eines Sek„ken: das γελοιον in einem Auftritte ward "das Lä„cherliche, und endlich, das Belachenswürdige.„ Welche Umwandlung von Ideen! Wer nun in ei„nem alten Dichter der Einfalt das γελοιον allemal für eine Poſſenreißerei nehmen will, weil etwa in der lateiniſchen Ueberſetzung "ridiculum„ ſteht, und darnach einen Menſchencharakter in Homer beurthei„len, und tadeln, und verdammen wollte, der könnte freilich ſein Wörterbuch, und ſeine Ueberſetzung, und die Meinung einiger alten Grammatiker auf ſeiner Seite haben, nicht aber darum auch den urſprüngli„chen Homer. Ueber den muß man nicht aus Ueber„ſetzung und Wörterbuche, ſondern aus dem lebendi„gen Gebrauche ſeiner Zeit urtheilen, oder das ſicher„ſte Wort wählen: ουκ οιδα!

Zweitens. Wenn die todte, die körperliche Na„tur, die Homer mahlet, ſich ſeit ihm ſchon ſehr ver„ändert hat, wie viel mehr die Natur der Menſchen, die Manier der Charaktere, die Nüancen, in denen ſich Leidenſchaften äußern! Eine griechiſche Seele war gewiß von andrer Geſtalt und Art, als eine Seele, die unſre Zeit bildet. Wie verſchieden die Eindrücke der Erziehung, die Triebfedern des Staats, die Be„griffe der Religion, die Einrichtung des Lebens, der Anſtrich des Umganges! Wie verſchieden alſo das Urtheil über die Würde der Menſchheit, über die

Beſchaffenheit des Patrioten, über die Natur der Götter, über die Erlaubniſſe des Vergnügens, über Anſtand und Zucht — wie verſchieden damals und jetzt! So weit Athen von Berlin, ſo weit müſſen ſich die Jugendeindrücke Homers hierüber von dem Urtheile eines ſeiner heutigen Kunſtrichter entfernen. Wer die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in allen Zwiſchenzeiten zwiſchen Homer und uns kennet, wer den Umwandlungen und Vermiſchungen der Begriffe von menſchlicher Natur, Religion, Gelehrſamkeit, bürgerlichem Intereſſe, Sittſamkeit und Wohlſtande in allen dieſen Zeiten nachgeſpüret, wer Augen hat, um den Ort zu ſehen, auf welchen ihn die zuſammengeſetzten Kräfte ſo vieler Zwiſchenjahrhunderte geworfen haben, der wird in allem, was Charakter einer Menſchenſeele iſt, ungemein rückhaltend ſeyn. Er wird Homer, den Schöpfer menſchlicher Charaktere, ſtudiren; er wird in den Zeiten deſſelben nach der damaligen Geſtalt dieſer ſo wichtigen Begriffe forſchen: aber, wie ein Areopagit, im Finſtern urtheilen? Kaum!

Der Verfolg wird Beiſpiele liefern, wie ſchielend es ſey, über den Uebelſtand Homeriſcher Götter und Helden und Menſchen nach den Begriffen unſrer Zeit zu urtheilen. — Jetzt will ich nur fragen: ob Homer habe fehlen können, daß er ſich nach den Sitten ſeiner Zeit bequemte? und nach welchen er ſich denn hätte richten ſollen? *

* Epist. Homer. p. 24.

Homer mußte ſich nach den Sitten der Zeit vor ihm bequemen: denn aus dieſer ſchilderte er ſeine Helden, und was er alſo in derſelben für Begriffe von Heldengröße, Heldenklugheit und Wohlſtand fand, ward die Baſis ſeines Gedichts. Wenn dieſe Heldengröße ohne Leibesſtärke, ohne Schnelligkeit, ohne Wildheit der Leidenſchaft, ohne eine edle Einfalt in klugen Anſchlägen, ohne eine kühne Rauhigkeit nicht beſtehen konnte: ſo wurden auch alle dieſe Charaktere ſeinem Gedichte eigen.

Auf ſolcher Grundlage ſtand ſein Gebäude: Ein Gedicht für ſeine Zeit. Die Vorſtellungen der verfloſſenen Jahrhunderte ſollten in der Sprache ſeines Zeitalters, nach dem Gefühle eines Sängers, der in dieſem Zeitalter gebildet war, nach dem Augenmerke einer Welt von Zuhörern, die nach ihrer Zeit dachten, vorgeſtellet werden: ſo ſang Homer, und anders konnte er nicht ſingen — Ein Barde voriger Zeiten für ſeine Zeit. Wer ſich in dieſe zurück ſetzen kann, in Erziehung und Sitten, und Leidenſchaften und Charaktere, und Sprache und Religion — für den ſingt Homer, für keinen andern.

Es iſt lächerlich, von Homer fordern, daß er ſich nach den Sitten einer künftigen Zeit hätte richten ſollen. Dazu gehört Gabe der Weiſſagung, und noch was mehr, die Gabe, unmögliche Dinge zu thun. Wenn wir fordern, daß Homer für unſre Zeit und

Denkart hätte ſchreiben ſollen, ſo hätte es ein alter Indianer und Perſer, der auch Homeren in ſeiner Sprache las, fordern können! So auch ein ſcholaſtiſcher Mönch des funfzehnten Jahrhunderts, wenn er über Homer kam! ſo auch ein hottentottiſcher Kunſtrichter, wenn einmal der Genius der Wiſſenſchaften Europa verlaſſen, und mit Homer'n in der Hand nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ziehen wird! ſo auch ein jeder Thor von Einſiedler, der auf einer Säule, wie Simon, der Stylite, alt und grau wurde! Alle werden alsdann im vereinigten Chore mit unſerm lateiniſchen Perrault anſtimmen können: * Homerum dormitasse aliquoties, apparet. Quod iis in locis inprimis patere existimo, ubi - - - suae aetatis moribus inseruit nondum politis satis, et cum simplicitate rusticum aliquid et asperum habentibus. Und was würde aus Homer, wenn er ſich nach jedem Kunſtrichter hätte richten wollen?

Nein! mein Homer ſoll ſich nicht nach meinem Zeitalter gerichtet haben, die Sitten des ſeinigen mögen ſo weit abgehen, als ſie wollen. Ich bin zu beſcheiden, ihn summam vim et mensuram ingenii humani zu nennen: ** denn wer bin ich, daß ich

* Epist. Homer. p. 24.

** p. 19. Ich weiß dieſen Ausdruck, als gewöhnliche lateiniſche Phraſis; allein ich mag keine Phraſis, die es urſprünglich nicht war, die keine Wahrheit hinter ſich hat.

die gesammten Kräfte der Natur wägen, und das Maaß erfassen wollte, das die Mensur des menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte: so hoch reicht Homer, und so hoch kann der menschliche Geist reichen! So sehr ich ihn, als die edle Erstgeburt der schönen dichterischen Natur in Griechenland, liebe; so gern ich ihn, als den Vater aller griechischen Dichter, verehre: so blöde bin ich, ihn, als den Umfang, als das Maaß des menschlichen Geistes, zu betrachten: so blöde, es abwägen zu wollen, wie auch nur die dichterische Natur ihre Kräfte in ihm erschöpfet. So lange mir Apollo nicht den Wunsch erfüllet, die Metamorphosen des menschlichen Geistes auch in einer solchen Metamorphose meines Geistes durchwandeln und durchleben zu können: so lange ich nicht mit den Ebräern ein Ebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein Skalde, mit den Barden ein Barde, wesentlich, und durch eine Umwandlung meiner selbst geworden bin, um Moses und Hiob und Ossian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen: so lange zittere ich vor dem Urtheile: "Homer ist die höchste Masse gesammelter Kräfte des "poetischen Geistes, das höchste Maaß der dichterischen Natur." Und ist schon bei einer einzigen Seite der Natur und des menschlichen Geistes, bei dem dichterischen Genie, dies Urtheil schon so schwer: wie kann ich den Umfang gesammter Geisteskräfte,

das Maaß der ganzen Menſchennatur in ihm berechnen! Wo weiß ich, ob die Natur bei Bildung eines Alcibiades und Perikles und Demoſthenes, als Geſchöpfe ihrer Zeit betrachtet, ſich nicht mehr erſchöpft, als bei Homer? Wo weiß ich, ob ein Plato, ein Baco, ein Newton,

— — das Ziel erſchaffner Geiſter,

dieſer bildenden Mutter nicht mehr in ihrer Art gekoſtet, als Homer in der ſeinigen? Ein ſolcher Lobſpruch geht ins Ungeheure; und wenn Homer summa vis, et quasi mensura ingenii humani iſt, ſo wird der, der ihn noch beurtheilen und tadeln kann, ein völliger Uebermenſch! hervorragend über die Schranken des menſchlichen Geiſtes. Da trete ich zurück, um den kritiſchen Gott anzubeten.

Ich betrachte Homer blos als den glücklichſten poetiſchen Kopf ſeines Jahrhunderts, ſeiner Nation, dem keiner von allen, die ihm nachahmen wollten, gleich kommen konnte; aber die Anlagen zu ſeinem glücklichen Genie ſuche ich nicht außer ſeiner Natur, und dem Zeitalter, das ihn bildete. Je mehr ich dieſes kennen lerne, deſto mehr lerne ich mir Homer erklären, und deſto mehr ſchwindet der Gedanke, ihn, "als einen Dichter aller Zeiten und „Völker," nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation, zu beurtheilen. Nur gar zu ſehr habe ichs gelernt, wie weit wir in einem Zeitraume zweier Jahrtauſende von der poetiſchen Natur abgekommen,

eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten, wie wenig, nach den Eindrücken unsrer Erziehung, griechische Natur in uns wirke! wie weit Juden und Christen uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, Franzosen, Britten, Italiener und Deutsche, wenn ich den rousseau'schen Ausdruck wagen darf, unser Gehirn von der griechischen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der menschlichen Natur, über Heldengröße, über die Ernsthaftigkeit der Epopee, über Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muß also ein Auge seyn, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehen: wie gelehrt ein Ohr, um ihn in der Sprache seiner Nation so ganz hören: und wie biegsam eine Seele, um ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können. Am sichersten, mein Urtheil über ihn sey nicht voreilend, damit ich ihm das nicht für einen Fehler anrechne, was Tugend seiner Zeit war.

Nun mag Kloß die unten gesetzte * Einleitung zu seinem Homerischen Tadel rechtfertigen; ich finde den einen Theil derselben am unrechten Orte; den andern Theil sehr zweifelhaft. Am unrechten Orte steht die Betrachtung, ** daß Homer ein Mensch sey, Fehler habe, daß die Fehler der größesten

* p. 24. etc. ** p. 21 — 23.

Genies, eines Homer und Shakespear, ihrer Größe nichts benehmen u. s. w. Für unsern Zweck wäre die Betrachtung gewesen: ob Homers Fehler, (als griechischer Dichter seiner Zeit, und nicht als Mensch betrachtet,) von uns, und zu allererst von uns eingesehen, und diktatorisch beurtheilt werden können? Und so zweifelhaft dies: so ungewiß wird mir das Folgende: * "daß Homer sein Gedicht mit nicht „leichten Flecken besudelt, weil er sich entweder „nach den Sitten seiner Zeit gerichtet, oder weil „es schwer fällt, zurück zu halten, was dem Leser „Lachen erwecken könnte, oder aus einem Fehler „seiner Beurtheilungskraft; kurz also, daß er sich „zu dem herab läßt, wovon Kloß achte, es schicke „sich für die Würde, und den Ernst des epischen „Gedichts ganz und gar nicht."

Unpassend ist die erste Ursache: "daß Homer „mit nicht leichten Flecken sein Gedicht besudelt, „weil er sich den Sitten seiner Zeit bequemt." Homer mußte sich ihnen, und der Zeit seiner Helden bequemen; nicht aber der Zeit der Kapuciner, oder dem Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnten, oder einem kritischen Jahrhunderte in Deutschland.

Höchst unwahrscheinlich die zweite Ursache: "Homer habe sich zu dem herabgelassen, wovon ich „halte, daß es sich für die Würde, und den Ernst „des

* p. 24. 25.

„des epiſchen Gedichts ganz und gar nicht ſchicke, „weil es ſchwer wird, das zurück zu halten, wovon „wir glauben, daß es dem Leſer Lachen erwecken „werde.“ Wer das Zeitalter Homers und ſeiner Helden kennet, wird zugeben, daß demſelben nichts fremder ſey, als eine Sucht des Lächerlichen.

Der epiſche Dichter Homer weiß nichts von lächerlichen Grazien. Das Zeitalter, das er beſingt, war “die Zeit der Heldengröße, eines hohen Ernſtes „nach griechiſcher Natur:“ und die Zeit, in der er lebte und ſang, “der Anfang des bürgerlichen „Jahrhunderts,“ und alſo eines geſitteten Ernſtes in edler Einfalt. So wie in der erſten der Held, der Tapfre, der größeſte Mann war; ſo in der zweiten der Weiſe und Gute — in beiden war an den lachenden, oder Lachen erregenden Witzling nicht wohl zu gedenken; ſonſt wären, ſtatt Homeriſcher Epopeen, nichts als crebillon'ſche Romane, oder komiſche Epopeen, die Erſtgeburt der griechiſchen Muſe geworden. Bei Homer alſo, wenn er keinen Margites, ſondern eine Helden-Iliade ſchreibt, bin ich vor dem unzeitigen, unwürdigen Lachen ſo ſicher, als ichs bei den ſchönen und artigen Schriftſtellern unſrer Tage wohl nicht bin: und das vermöge des homeriſchen Zeitalters.

Drittens endlich, dünkt mich die Urſache des beſchwerlich Lächerlichen in Homer eben ſo ungewiß, daß er, aus einem Fehltritte ſeiner

Beurtheilungskraft, ſo unzeitig lächerlich, ſo lachſüchtig geworden: denn wer Homers Zeit kennet, wird zehn andre Fehltritte für wahrſcheinlicher halten.

2.

Klozens Meinung iſt,* "daß Homer manchmal „an einem ſehr ungeſchickten Orte den Leſer zum Lachen bringen wollen, und damit ſeinem göttlichen „Gedichte nicht leichte Flecken angeſprützt, die demſelben eine nicht kleine Unförmlichkeit, und dem Leſer Verdruß erwecken. Hieher kann man in der „Odyſſee den Streit des Irus mit Ulyſſes, und im „erſten Buche der Iliade den Ort rechnen, wo er „den Gott Vulkan einen Gaukler (histrionem) ſpielen läßt — denn was ſpielt er anders, als einen „Gaukler, da er den Göttern Wein einſchenket, und „dieſe den hinkenden Mundſchenken mit großem Gelächter begleiten." Noch mehr aber wird die Sache aus dem zweiten Buche erhellen — und nun kommt die Geſchichte vom Therſites, die Kloz für unanſtändig, unſchicklich, ungereimt, unwürdig erklärt, und mit einem Therſitiſchen Geräuſche völlig aus Homer verwirft.

Nun wundere ich mich zuerſt über die Verwunderung, "daß unter allen Feinden Homers noch niemand auf dieſe Geſchichte gefallen, daß, ſo ſehr „man alles zu ſeinem Tadel geſammelt, man nicht

* p. 24. 25. etc.

„dieſen Ort angeklaget.„ Ich wundre mich, "daß „ſich Kloß ſo viel Mühe giebt, es zu unterſuchen, „woher ſich alle hätten betriegen laſſen, dieſe Stelle „nicht zu tadeln; daß er ſelbſt eine Gedankencita„tion von Vida anführet, wo dieſer wohl Therſites „könne im Sinne gehabt haben, und — bei Allem nicht den Franzoſen, dem Kloß ſo manches Mahler„anekdötchen, und, zehen gegen Eins, auch dieſen gan„zen Tadel ſchuldig iſt; — ich meine den berühmten d'Argenſon.*

Dieſer Franzoſe ſagt bei Gelegenheit ſeines Julius Romanus, und des lächerlichen Zwerges im Gemählde Konſtantins: "es iſt wahr, daß ſich „eine ſolche lächerliche Figur zu einem ſo ernſthaften „Gegenſtande gar nicht ſchicket; man müßte denn „dieſen Mahler mit dem Homer entſchuldigen wol„len, der in der Iliade einen Vulkan, „worüber die Götter ſpotten, und einen „von aller Welt verachteten Therſites „anbringt, um den Helden ſeines Gedichts einen „Kontraſt zu geben.„ Kloß hatte dieſe Stelle ganz vor Augen, trübt aber d'Argenſons beſſere Anführung Homers. Dieſer giebt dem Therſites einen "von aller Welt verachteten Charakter,„ den ihm

* Leben der Mahler Th. I. p. 81. Eben der Tadel, nur verändert, iſt Voltairen und andern Franzoſen eigen, und Leſſing hat zu verſchiedenen malen die Sache von der Seite des Drama in Beleuchtung genommen; ſ. Dramaturg. 1. und 2. Band hin und wieder.

auch Homer giebt; Klotz macht ihn zum Possenreißer, was ein d'Argenson sich nicht einmal zu behaupten getrauete, und wovon Homer nichts weiß. Der Franzose läßt ihn und Vulkan vom Homer charakterisiren, um den Helden seines Gedichts einen Kontrast zu geben; der Deutsche fährt über Homer her, daß er, aus Ungeschliffenheit seines Zeitalters, aus der eitlen Sucht, dem Leser ein Lachen am unrechten Orte abzujagen, oder gar aus Mangel der Beurtheilungskraft, dem Gedichte so häßliche Flecken einbrenne, dem Leser zur Last wäre, ihm am unrechten Orte ein unanständiges Lachen abzwinge, die Würde seines Epos aufopfere. —

Was also Vulkan betrifft: so wird jeder Kenner Homers wissen, daß das Ideal seiner Götter nichts weniger, als das Ideal höchstvollkommener, geistiger, allerhöchster Wesen sey. Sie haben alle ihren Charakter, der nach Körper und Seele, nach Stärke und Denkart, nach Würde und Neigungen, nach Ansehen und Verrichtungen so bestimmt ist, als die Namen, die sie führen, oder die Partei, die sie im Homerischen Gedichte nehmen. Wie also bei den alten Künstlern die Bildung jedes Gottes ihr eigentliches Ideal, ihre Gestalt bis auf Bart und Haupthaar hatte: so sind auch im Homer ihre Charaktere gleichsam eine Reihe von eigenthümlichen Brustbildern, von Wesen, wo jedes aus sich, wo keins, wie ein drittes, handeln muß. Gegen Menschen gerech-

net, haben freilich alle Homerischen Götter ihr eigenes Anständige; aber unter sich selbst ist wieder ihre Würde, ihr Anstand, ihre Art zu handeln so eigen bestimmt, so sonderbar, als eines jeden Körper und Name. Man streiche in der ganzen Iliade alle Namen der Götter und Göttinnen aus; ich will jedes von ihnen aus ihren Reden und Handlungen errathen: und es kann aus Homer eine solche Gallerie von dichterischen Idealen seiner Götter erbauet werden, als Winkelmann seine Ideale derselben aus der Kunst aufstellet.*

Hier also, an unserm "so unanständig lächerlichen„ Orte** — was war geschehen? Jupiter erscheint mit aller Ehrfurcht der Götter im Olymp, und die gebieterische Juno fängt über seine geheimen Rathschläge zu zanken an. Der oberste der Götter antwortet zuerst groß und unabhängig, und als Juno fortfährt und seine Rathschläge offenbaret, zornig und mächtig drohend. Verstummt vor Furcht, gebeugt in ihrem Herzen, sitzt die hohe Juno da, und alle Himmlischen, im Hause des Gottes versammelt, erseufzen. Eine schauderhafte Stille, eine unruhige stumme Scene, wie vor einem Ungewitter, herrscht im Olymp!

Wer soll sie brechen? Soll Homer seinen Gesang schließen, und den Leser in einer bangen Be-

* Geschichte der Kunst und Anmerk. dazu, p. 42. etc.

** Iliad. a. v. 595.

ſorgniß laſſen, ob nicht auf dies ſchaudervolle Verſtummen nachher wirklich ein Ungewitter erfolget? ob nicht etwa die gebietende Juno den Streit erneuret, und alſo der mächtige Zevs ſeine Drohungen erfüllet? Unwürdige Beſorgniß! der Hoheit des epiſchen Gedichts, und dem Zwecke der Homeriſchen Handlung entgegen! Homer, der nirgend ſeine Handlung abbricht, ſie mit jedem Worte weiter fortführt, thäte doppelt Unrecht, in ſeinem erſten Geſange, bei der erſten Verſammlung der Alles lenkenden Götter uns nicht das Ende ihres Raths wiſſen zu laſſen, und noch ärger, uns auf ſein ganzes Gedicht hin eine Idee von ſeinen ſeligen Göttern beizubringen, die uns wohl nicht den Zuſtand derſelben ſehr beneidenswerth vorſtellte. —

Vollendet muß alſo der Auftritt werden, aber wie? und durch wen? Soll Juno ihren Zweck erneuern, und vor unſern Augen unglücklich werden? Unwürdiger Anblick! Soll ſie fußfällig abbitten? Ein niedriger Weg zum Frieden des Himmels, dazu ganz unjunoniſch! Eher ließe ſie ſich auf die gedrohete Art ſtrafen, lieber wollte ſie einer höhern Tyrannei unterliegen, als ſo ihre weibliche Hoheit verläugnen. Auf ſolche Bedingungen wird alſo kein Friede im Himmel!

Und wie denn? Es trete ein Friedensſtifter auf zwiſchen beiden! Doch wer? Einer, der durch ſein Anſehen rechte, und durch die Würde ſeiner Perſon,

als ein himmlischer Nestor, Jupiter und Juno zum Stillschweigen bringe? Solch einer ist nicht im ganzen Olympus! Der Streit ist zwischen den höchsten Göttern: er betrift die Anschläge Jupiters, und die rechtmäßigen Drohungen seiner Macht: seine ganze Klugheit, sein obergöttliches Recht, seine Gewalt — alles ist mit im Spiele. Wer soll nun auftreten, ihm zu widersprechen, ihn ein beßres belehren zu wollen? Alle Anwesende sind Unterordnungen, Unterthanen, Kinder! Selbst die Göttinn der Rathschläge, Minerva, ist die Tochter seines Haupts, und kennet ihren Vater zu gut, als daß er sich widersprechen, belehren lasse. Alle also, und ohne Ausnahme alle Götter von Würde, von Ernst handeln am besten, wie sie bei Homer handeln, stille sitzen und schweigen.

Anders also, anders wird die Zwietracht im Himmel nicht gestillt, als daß jemand Juno, die schwächere, und noch dazu die unbillige Parthei des Streites, besänftige — Wer soll dies thun? Etwa Einer, der Jupiter und Juno kenne, vielleicht beide angehe, nicht zu erhaben sey, um beiden gute Worte zu geben, nicht zu ansehnlich sey, um seine Würde dabei in Gefahr zu setzen — Ein solcher sey's, und hat er etwa in seiner Geschichte, in seinem Charakter, in seiner Gestalt Etwas, was Juno warne und besänftige, was die Macht Jupiters gleichsam redend, sichtbar zeige, Ihm also auch Recht gebe,

ihn damit auch beſänftige — iſt ein ſolcher da, ſo trete er auf, und gebe den Göttern heitern Tag wieder!

Und ſiehe da! ein Gott von minderm Anſehen, ein himmliſcher Handwerker; ein Gott, der Jupiter und Juno wohl gute Worte gäbe: ein Sohn beider; der in ſeiner Geſchichte Beiſpiel genug von der Macht Jupiters ſeyn kann: Zevs hat ihn vom Himmel geworfen; der in ſeiner Geſtalt Warnendes genug für Juno habe: ſein noch hinkender, und ewig hinkender Fuß — kurz! da iſt der ehrliche Vulkan. Vulkan alſo fängt an im Namen aller himmliſchen Untermächte zu reden, daß ein ſolcher Krieg die Ruhe der ſeligen Götter ſtöre, daß die Sache der Menſchen die beſten Gaſtmahle der Himmliſchen verderbe. Vulkan holt ſeine Gründe nicht weit her; aber ſeine Vorſtellungen ſind bündig, der Zeit und dem Orte angemeſſen, und ſo ſtark, als der Amboß, den er zu führen pflegt. Er und alle Götter ſind ja zum Schmauſe erſchienen!

Er wendet ſich gegen die Mutter, "ob er gleich „wüßte, daß auch ſie verſtändig wäre„ — der Ehrliche, in deſſen Munde dieſe Worte ſo glaubwürdig werden, als ſie es ſeyn ſollen: in deſſen Munde alſo auch die kindliche Anmahnung kein ſich brüſtender überhobner Rath ſeyn wird.

Er erinnert sie an die Macht des Donnergottes, der, wenn er wollte, alles vom Himmel werfen könne — der gute Vulkan redete aus Erfahrung, und wie sein hinkender Fuß ihn nicht anders reden läßt. Sein Rath ist also, Zeus abzubitten, und dem ganzen Himmel Heiterkeit wieder zu geben. — Wo ist bisher der Possenreißer, der hinkende Gaukler?

Aber abzubitten? dem Himmel Heiterkeit wieder zu geben? Und Juno selbst soll leiden, soll Unrecht behalten? — O daß sie nur nicht am Dornstrauche des letzten Worts hangen bleibe und von neuem zürne! Siehe da, Vulkan! den Becher voll himmlischer Freude, die Schaale voll Nektar! Tritt zur Juno, daß sie diesen letzten Zug nicht fühle: tröste sie über ihre Traurigkeit und ihre Unterdrückung: führe deine eigne unglückliche Geschichte an! — Vulkan thuts, und siehe: da lächelt die Königinn der Götter: lächelnd nimmt sie den Becher der Freude von der Hand ihres Sohnes.

Ihr hohes Lächeln hat den Olymp aufgeklärt: die Wolken sind vorüber. Die Ruhe, die himmlische Freude besucht die Wohnung der seligen Götter wieder: der süße Nektar fließt für alle: bei allen findet sich das unzerstörbare Vergnügen, die unauslöschlich ewige Seligkeit wieder ein, und fängt an, da sie Vulkan so geschäftig zu ihrem Vergnügen sehen:

Ἀσβεσας δ' ἀρ' ἑωρτο γελως μακαρεσσι θεοισιν
Ως ἰδον Ἡφαιστον δια δωματα ποιπνυοντα.

So schmausen sie den ganzen Tag hinab bis zur untergehenden Sonne: ihr Herz begehrt nichts: sie speisen Ambrosia des Himmels, sie hören die Cyther des Apollo, und den Wechselgesang der Musen: sie gehen endlich vergnügt jeder in das himmlische Gemach, das ihm der künstliche, arbeitsame Vulkan erbauet: Jupiter selbst besteigt sein hohes königliches Bette, und neben ihm die auf goldnem Throne prangende Juno! — Selige Götter! selige Wohnungen des Olympus!

Wie hat nun Vulkan seine Sache ausgerichtet? Stand er auf, um einen lahmen Gaukler zu machen, und nichts mehr? Unwürdige Vorstellung, Homer erweckte ihn, um die Götter aus einander zu bringen, um dem Olymp den Frieden zu geben. Erreichte er diesen Zweck durch Possen, durch Gaukeleien? Noch unwürdigere Vorstellung: er spricht so anständig, so charakteristisch, als ein Vulkan nur sprechen kann, und hier nur sprechen sollte. Läuft drittens der Auftritt auf ein pöbelhaftes Gelächter *

* In der Sprache Homers, insonderheit in der einfältigen Sprache seines Zeitalters ist "der ασβεστος γελως, der seligen „Götter„ kein unwürdiger, unanständiger Ausdruck: er bezeichnet die ewige Heiterkeit, die unzerstörbare Freude, die ihre Stirn wieder einnahm, das selige Lächeln, das bei dem Anblicke des Nektarschenkenden Gottes auf ihrem Antlitze schwebte, wozu allerdings ein kleiner Zug von Lustigkeit über seine Gestalt, und daß er seine Sache so wohl gemacht, sich mit einmischte.

hinaus, das ſich Bauch und Seiten ſtemmet, und ſo fortwähret? Noch unwürdigere Idee, nicht werth, die ſeligen Freuden des Olymps auch nur von fern zu ſehen. Und endlich, war gar dies Pöbelgelächter Homers Endzweck? — — Ich werde unwillig: wer die ganze Epiſode durch an nichts als an Vulkans hinkendem Fuße, und an den artigen Grimaßen des Mundſchenken ſeine Augen weidet, wer nichts bei Homer als dies ſieht, wer alle Götter hierinn nach ſich beurtheilt, dem könnte es in dieſem Himmel, wie vormals dem Vulkan ſelbſt, gehen: der lache lieber in den Buſen!

3.

Ich begleite Kloß auch bei der Scene Therſites. Wenn er dieſelbe nicht aus der lateiniſchen Ueberſezzung beurtheilte, ſo würde er kaum das γελοιον,* ſondern das αισχρον zu ihrem Hauptcharakter machen: wenn er ſie nicht aus dem Zuſammenhange riſſe, ſo würde er finden, daß ſie nicht blos an ihrem Ort ſtehe,** ſondern auch, welches noch kühner iſt, nirgends anders ſtehen könne: und wenn er ſich auf die Zeiten Achills und Homers erinnerte: ſo würde er finden,*** daß das Colorit des Niederträchtigen, Pöbelhaften, Häßlichen im Therſites original-griechiſch ſey, nach den Sitten der damaligen Zeit nicht

* Epist. Homer. p. 31.

** p. 31. *** p. 32.

anders, und nach dem epischen Zwecke Homers nicht schwärzer und nicht weißer seyn könne. Hier muß ich also Klotzen verlassen; denn er redet von einem Possenreißer, von einem unleidlichen Gaukler, von einem beschwerlichen, unanständigen Lachenerwecker, den ich nicht kenne.

Beinahe eben so tief ists, wenn er den Zank Ulysses und Irus tadelt.* Was dieses Gezänk in der Odyssee** ist, das sind die Zänkereien zwischen Achilles und Agamemnon*** in der Heldenilias, nur nach Verschiedenheit des Stoffes und der Menschengattung: Zank bleibt an sich Zank. Und was dieser Hader unter Menschen, ist der Zank unter den Göttern, der sich nur noch mehr und öfter auszeichnet. — Und was dieser; das sind hundert Scenen, die alsdann aus Homer weg müssen, wenn eine solche feine Kritik gelten sollte.

Klotz scheint den Satz: "in einem epischen Ge„dichte will man ernsthaft seyn, folglich soll man „nicht lachen, folglich soll sich auch keine Spur des „Lächerlichen einstehlen„ als ein Axiom, das wohl gar ein Hauptgesetz der Epopee werden könnte, fest zustellen. Ein solches furchtbares Hauptgesetz über die höchste Dichtungsart des menschlichen Geistes verdient, ehe es so unbestimmt eingeführt würde, eine Berathschlagung.

* Epist. Homer. p. 25.

** Odyss. L. 18. *** Iliad. d.

Deutlich unterſchieden, hat das Problem verſchiedene Seiten. Fordert es die Proprietät des epiſchen Gedichts, und die Congruenz aller Theile deſſelben, daß kein Zug des Lächerlichen erſcheine? Oder fordert es meine Empfindung, jede Bewegung meiner Seele, die ſich zum Lachen neiget, zu unterdrücken, um nicht die epiſche Wirkung in mir zu ſchwächen? Fordert es die Würde epiſcher Perſonen, daß ſie nicht lachen, oder daß ich nicht über ſie lache? — Mir ſcheint die letzte Frage die faßlichſte: Laſſet uns alſo die Sache am leichteſten Ende angreifen.

Fordert es die Würde epiſcher Perſonen, daß ich nicht über ſie lache? durchaus lache, ſo daß dies der Ton meiner Empfindung bleibe — wer kann noch fragen? Aus der Epopee wird alsdann eine Burleske, ein komiſches Gedicht: oder wenn der Dichter es eigentlich nicht einmal zum Zwecke hatte, Lachen zu erregen, und erregt es doch: ſo ſchafft er Eckel, Verachtung, Misvergnügen. Würdig ſey der epiſche Held; nicht aber ſeinem Hauptcharakter nach lächerlich.

Davon alſo war die Rede nicht; aber kann der Held nicht hie und da eine Blöße verrathen, die lächerlich ſey? Ich bitte hier den Unterſchied zwiſchen lächerlich und belachenswerth zu beobachten. So bald der Held auch nur in einer Handlung eine Seite giebt, die nicht anders, als belachenswerth, ſeyn kann; aber belachenswerth nach Grund-

sähen, und mit Rechte: freilich so hat sich der Dichter mit diesem Zuge selbst geschadet; denn nichts hebt die Würde seiner Person so sehr auf, als dieser Anstrich. Den Belachenswerthen verachten wir zugleich: er dünkt uns niedrig: und wie viel verliert ein episches Subjekt, eine epische Handlung, die dies wäre?

Hieher der Vorfall Ulysses mit Irus * — wäre er wirklich niederträchtig und unwürdig von Seiten Ulysses, verminderte er die Hochachtung, die wir für den alten, weit gereiseten, abgehärteten Mann haben, müßten wir in der Folge verwünschen, ihn in dieser Situation gekannt zu haben; allerdings unterschreibe ich alsdann: Iri cum Ulysse concertatio epici carminis gravitatem minime decet. Wer aber, der Homer auch nur aus der Uebersetzung kennet, wird dies finden? Der arme Ulysses, so weit herunter gekommen, daß er vor seiner eigenen Thüre in Ithaka endlich, als ein elender zerlumpter Bettler anlanget: und siehe! da stößt ihm ein andrer Bettler in den Weg; ein Bettler von einer ganz andern Art, der gefräßige, nichtswürdige Irus. Dieser Lüderliche will jenen ehrwürdigen Greis von der Thüre wegdrängen, wegstossen, wegschrecken; und Ulysses, jetzt nichts als ein Bettler, antwortet ihm so ruhig, so unneidisch, aber auch mit solcher gesetzten Fassung, daß der an-

* Odyss. σ'. v. 1 — 106.

bre, wie es auch bei gelehrten Bettlern gewöhnlich ist, nur zu Schimpf- und Scheltworten seine Zuflucht nimmt. Der anwesende Antinous hört den Bettlergoliath, freut sich, nach seinem Charakter, darüber, erzählts den Freiern der Penelope, und hat den lustigen Einfall: der Junge und Alte sollten kämpfen — freilich ein Einfall, den nur die Seele eines Antinous für schön halten, und nur Schwelger, wie seine Mitgenossen, billigen konnten. Der unerkannte Greis redet wider die Unbilligkeit des Vorschlages, den man ihm, einem alten Manne, thue; aber, da hier die Sache seiner Ehre, als Bettler betrachtet, und als ein Hungriger die Sache seines Magens im Spiele ist: so fasset er Entschluß. Er gürtet sich, und selbst die üppigen Zuschauer bewundern den Bau seines Heldenkörpers. Er erwäget, ob Ein Schlag seinem zitternden, schwachen, und aus Fräßigkeit entnervten Gegner den Tod geben solle; und seine Großmuth spricht das mildere Urtheil. Er schont des Elenden: ein Backenstreich ist zu seinem Siege, zu der Entwaffnung seines unwürdigen Feindes genug: da liegt der jämmerliche Mensch blutend und ohnmächtig. Ulysses richtet ihn an die Wand auf, und giebt ihm seinen Bettlerstab in die Hand, um Hunde weg zu wehren, nicht um über Bettler den Herrn spielen zu wollen.

Was ist nun in der Geschichte Unwürdiges,

Unanſtändiges für den Ulyſſes? Daß er zum Bettler herunter gekommen? So muß man den ganzen Lauf der Odyſſee, das Subjekt des ganzen Gedichts ändern. So muß die Muſe Homers gar nicht den beſingen, den ſie beſingen wollte:

Ανδρα πολυτροπον — — ὸς μαλα πολλα
Πλαγχθη — — —
Πολλων δ' ανθρωπων ιδεν αστεα, και νοον εγνω.
Πολλα δ' ὸγ' εν ποντῳ παθεν αλγεα ὸν κατα θυμον
Αρνυμενος ἠν τε ψυχην — — —

So ſchreibe man eine beſſere, anſtändigere, artigere Odyſſee, die ihren Helden im Wohlſtande laſſe, ihn in dem Arme einer Göttinn nach Ithaka trage, auf ein weiches Polſter ſetze, und was man mehr für Decenz hinein zu bringen wiſſe. Ich mag ſie nicht leſen, kein Grieche wird ſie leſen wollen.

Oder iſts unanſtändig, daß Ulyſſes ſich dem unverſchämten Bettler nicht gleich als Herr des Hauſes, als Ulyſſes, als König, entdecket? —

Oder, daß Ulyſſes den Freiern bei ſeiner Penelope ſich nach ihrem Zumuthen mit einmal verrathe? Ein Verrath, der den Lauf der ganzen Odyſſee ſtören würde.

Oder, daß er keinem Bettler begegne? So wird aber in der ſich nähernden Entdeckung eine Lücke; und ein Hauptaugenmerk Homers verſchwindet, daß der ανηρ πολυτροπος ſich auch in dieſer tiefſten Situation, als ein Ulyſſes πολυτροπος zeigen ſollte.

In

In dem sich zubereitenden Ausgange geschieht ein Sprung — und ich mag diesen Sprung nicht. Ich will gern den Ulysses als einen Bettler sehen, wenn er auch nur in diesen Kleidern meine Achtung, als Ulysses, sich zu erwerben weiß; und wie sehr weiß er dieses? So wie bei seiner Gürtung und Entblößung, seine Heldenhüfte, seine erhabne Brust, seine starken Arme, sein vester Rücken den Helden auch im Bettlerrocke verrathen: * so soll dieser Sieg vor der Schwelle, und vor den Augen seiner schwelgerischen Feinde das Vorzeichen seyn von gröſsern Thaten im Hause, von unerwartetern Entwickelungen. Nichts ist, was den groſsmüthigen und tapfern Ulysses auch hier erniedrigt; vielmehr würde, mit Auslassung dieses Auftrittes, die Steigerung seiner Enthüllung und der sanfte allmählige Fortfluß der ganzen Odyssee gehemmet.

Wo ist nun das Belachenswerthe, das Unanständige? wo ists insonderheit, nach den Sitten Ulysses, nach den Zeiten, nach dem Zwecke Homers?

Der Charakter Achilles sey so groß in seinen Fehlern, als in seinen Tugenden; diese Fehler gehören zu einer griechischen Heldenseele, zu einem Achilles; aber wahrhaftig belachenswerth, unwürdig, unanständig sey er nicht, und wo ist ers? Nur nehme man ihn, und jeden Helden einer Epopee, nach den Begriffen seines Landes und seiner Zeit;

* Odyss. σ'. v. 65 etc.

sonst kann freilich ein ehrbarer, feiner und ernsthafter Kunstrichter, einen höhern Aether zum Athemholen nöthig haben.

Doch ich kehre um: wenn eine würdige epische Person nicht belachenswerth seyn muß, darf sie auch selbst nicht lachen? Welche Frage! welche Verwirrung der Begriffe! Muß ein Held die Würde seines epischen Charakters dadurch behaupten, daß er, wie ein Karthäuser, nur sein memento mori! ernsthaft und sauertöpfisch grunze? Vergeben die Götter dadurch ihrer himmlischen Hoheit, daß sie lachen? Stört Homer damit die feierliche Harmonie seines Gedichts, daß seine Griechen über den häßlichen Thersites nach seiner Züchtigung lachen? O die abentheuerliche Mönchsfeierlichkeit! So wollen wir das Wort γελαειν, mit allen seinen Abkömmlingen, aus Homer ausstreichen: so wollen wir die Miene des disdainfully half-smiling von dem Antlitze des herrlichen Miltonschen Engels wegwischen, und in tiefe kritische Runzeln verwandeln: so soll aus der ganzen Iliade ein gothisches Kloster, und aus seinen Helden eine Reihe feierlicher Prälaten werden, denen der Ernst häßliche Falten in die Stirne gekniffen, und die, wie der vortrefliche Hudibras —

a Knight he was, whose very Sight wou'd
Entitle him Mirrour of Knighthood,
That never bow'd his stubborn Knee
To any Thing but Chivalry.
His tawny Beard was th' equal Grace
Both of his Wisdom and his Face —

Ehe nun ein so feierliches Gebot: in der Epopee soll keiner lachen, gegeben wird, soll voraus ausgemacht werden: ob das Lachen ein wirklich entehrender Zug eines Menschen, eines Helden, eines Götterantlitzes sey? Ob es nicht Fälle geben könne, da das Hohnlächeln sowohl, als das Hohnlachen, und das Lächeln der Freude sowohl, als das Freudengelächter, den epischen Zweck mit befördern muß? Ob nicht ein hohnlachender Satan, und ein erhaben lächelnder Engel, selig lächelnde Götter, und närrisch lachende Wollüstlinge, und schadenfroh lachende Griechen zum ganzen epischen Gemählde unentbehrliche Gruppen ausmachen können? Ob der Ton jeder Epopee gleich hoch gestimmet sey, und auch die Concente des Ernsts in gleichem Maaße haben müssen? Ob alle Personen, die im Epos erscheinen, wie in der Ilias, bis auf einen Thersites; wie im Paradiese Miltons, bis auf den Satan; wie in der Odyssee, bis auf die Freier; wie im Olymp, bis auf Vulkan; wie auf dem Theater, bis auf den Lichterputzer, gleich ernsthaft, groß, heldenmäßig, wunderwürdig seyn sollen? Sind diese Fragen ausgemacht, so kann das obige Gebot gegeben werden; so lange will ich mich indessen mit Tristram Shandy erholen, und vest versichert seyn, "daß dieß kurze Leben nur dadurch etwas verlängert "wird, wenn man beständig aufgeräumt ist; und "noch mehr, wenn man lachet."

4.

Doch ich ſoll ernſthaft reden.

Kann die epiſche Würde mit einem belachenswerthen Charakter beſtehen, wenn dieſer Hauptcharakter der Epopee ſeyn ſoll? Nein, und wenn er auch nur eine Unwürde in einzelnen Fällen hätte. Aber kann ein würdiger epiſcher Charakter auch lachen? Wenn am rechten Orte, wenn im gehörigen Maaße, wenn zu Erreichung des epiſchen Zwecks — warum nicht? Der erſte Unterſchied, den Klotz nicht beobachtet: Lachen und Lächerlich ſeyn, d. i. zum Lachen da ſtehen — welch ein Unterſchied!

Zweitens: die Würde der epiſchen Hauptperſon, gebührt die auch jeder Figur, die in der Epopee auftritt? Unmöglich! und eben bei keinen zwei Perſonen muß dieſe Würde ganz gleich ſeyn. Einige müſſen, eben um die Würde epiſcher Helden ins Licht zu ſetzen, mit ihnen kontraſtiren, und Unhelden ſeyn: Unkraut unter dem Weizen, und Satane um der Engel willen. Wenn es alſo Einen Achilles geben kann, den Tapferſten der Männer vor Troja, wenn mit ihm tauſend Helden, die ſtufenweiſe an Tapferkeit herunter ſteigen; warum nicht auch einen feigen Therſites? Wenn ſo viel edle, ſchöne, würdige Seelen; warum nicht auch eine, die häßlichſte unter allen, die vor Troja gekommen waren? Dieſe, das Bild der Unedlen unter den Griechen, kann mit der gehörigen epiſchen Erhöhung ſo gut und zweckmäßig

im Gedichte erſcheinen, als unter den Griechen vor Troja die Unedlen. Wenn in einem Trauerſpiele ſchon nicht lauter Helden ſeyn müſſen; ſo konnte in der weit größern Welt von Menſchen, die Homer in der Iliade ſchuf, auch ein Therſites ſeyn müſſen. Wird ſeine Einwirkung mit den übrigen Gewichten der Iliade nur zuſammen gewogen: erſcheint er an Orte und Stelle: nicht ohne Nutzen, mit Zwecke: — vortreflich! — Dies iſt der zweite verſäumte Unterſchied. Die Würde der Epopee fällt auf das Ganze des Gedichts, auf jede einzelne, inſonderheit jede Nebenperſon, nur in dem Maaße, in welchem ſie zum Ganzen beiträgt: ſo muß gravitas epici carminis berechnet werden.

Nun hat, und wer weiß das nicht? die Proprietät, die Eigenheit des epiſchen Werks im Ganzen nichts weniger, als das Lächerliche, zum Haupttone; aber kann nicht ein Belachenswerthes in einem Theile zur Congruenz des Ganzen gehören, und ein Therſites, ein Dämon mit zur Harmonie des Werks einſtimmen? Nichts iſt hier ſo ſonderbar, als eine Scene heraus zu heben; ohne zu betrachten, wie ſie mitten im Verfolge ſich ausnimmt, oder, beſſer zu ſagen, ſich fortdränget, ſich aus andern entwickelt, und andere vorbringet, ſo, daß ſie nichts als eine Tonreihe zur Symphonie des Ganzen bleibet. Ein Therſites an ſich ſey, was er wolle, was iſt er zum

Ganzen der Iliade? Was ist er in seinem Verfolge? Mischen sich in ihm Homers Successionen der Auftritte, daß ihre Farben schneidend werden, daß der poetische Mahler sie nicht verschmolzen, daß sie in ihrer Succession nicht Ton halten, daß das Auge des Lesers keine Ruhestatt finde, nicht weiter gehen wolle? Wer kann das sagen?

Drittens endlich: die sicherste Kritik eines Gedichts ist die Reihe meiner Empfindungen; und in Absicht auf diese ist das Lächerliche sehr verschieden. Entweder so, daß ich lache, und es der Endzweck des Dichters war, mein Lachen zu erregen, er thue es ernsthaft oder scherzhaft; oder daß ich etwas Belachenswerthes erblicke, und verächtlich lache, mich ärgere. So sind mir die üppig lächelnden Zuschauer bei dem vorgedachten Auftritte zwischen Ulysses und Irus zuwider: sie lachen; aber kaum lache ich mit ihnen. So wird der häßliche Thersites den Griechen belachenswerth; darum aber ist er nicht, um ihnen lächerlich zu seyn. So freuen sich die Götter im Olymp, und der sympathetische Leser soll sich mit ihnen freuen. — Auf die Art wechseln die Empfindungen unserer Seele die Länge eines Gedichts herab, und nur der kann das Ganze beurtheilen, der die ganze Reihe dieser Successionen sich auf einmal anschauend machen könnte. Da dies aber unmöglich ist: so schwimme ich sanft den Strom herab, und folge dem Dichter, der

ein Gefühl nach dem andern in mir aufruft, jedes mit dem andern verſchmelzet, und die Misklänge in einander auflöſet: ſo wird der harmoniſche Einklang des Ganzen.

Iſt dieſe Harmonie bei einer Epopee aber nicht Bewunderung? Freilich! Niemand aber denke, daß dieſe Hauptempfindung die einzige, eine ganze Epopee hin, ſeyn müſſe: denn wer kann einen langen ſtarren Blick in die Höhe ertragen? Mitleiden und Schrecken, und Abſcheu und Zorn, und Verdruß und Verachtung, alles kann nach einander, an ſeinem Orte, erreget werden, wenn ſich nur jede Empfindung ſo aus einer andern in eine dritte ergießet und verlieret, daß zuletzt ein Echo, wie die Stimme der Muſen in meiner Seele, bleibe, das Bewunderung ſey. Dieſen Hauptunterſchied hat Klotz nicht beobachtet.

Und wer iſts wohl, der die Empfindungen der Seele beſſer und natürlicher auf einander folgen laſſe, als Homer? Kann denn ein Leſer von griechiſchem Gefühle, der Muſik der Seele hat, es bei Homer unempfunden gelaſſen haben, wie er einen Ton der Seele aus dem andern entwickelt, und in einen andern auflöſet — wie keine Stimmung bei ihm über die andern vorſchreien, mehr als ſie zum Ganzen Eindruck nachlaſſen ſoll. — Wer dies empfunden, wer dies als eine ſtetige Kraft der Homeriſchen Muſe gefühlt: wie ſollte der nicht zittern, daß

Tadel niederzuſchreiben: "Homer weicht oft aus der „Gravität und Dignität des epiſchen Geſanges; Ho„mer wirds ſchwer, zurück zu halten, was Lachen „erregen könnte, und er bringts am ungeſchickte„ſten Orte an: Homer hat, durch ſolche Unartigkeit, „ſein Gedicht nicht wenig entſtellt: er macht den „Leſer unwillig, verdrüßlich: man muß Stellen, „Seiten aus ihm wegwerfen, um im Tone ſeines „Gedichts zu bleiben." O göttlicher Sänger! wenn du auflebeſt, ſo gieb doch erſt deinen Leſern Ohr: gieb ihnen Muſik der Seele!

5.

Statt uns Homeriſche Betrachtungen mitzutheilen, wirft Kloß die Frage auf: ob es uns frei ſtehe, heidniſche Mythologien in Gedichten zu adoptiren? * und, nach ſeinen Vorbereitungen zu achten, iſt dieſe Abhandlung ſehr wichtig.

Zuerſt von der Mythologie in geiſtlichen Gedichten. Nonnus, Sannazaro, Claudian, (wie der nach Ordnung und Zuſammenhang hieher kommt, wiſſe die allſehende Muſe) Camoens, Dante, Petrarca, Arioſto, Marino, Taſſo, Milton, Friſchlin, Heinſius — welch Gemenge von Namen! — werden über der profanen Mythologie in ihren Gedichten ſcharf, und, nach der Reihe hin, getadelt. Ich glaube nicht,

* P. 55.

daß eine Kritik, die auf Dichter so verschiedner Zeiten und Gegenden mit einerlei Machtspruche fällt, so gründlich, so prüfend sey, als sie über Männer von so verschiedner Zeit, und so verschiednem Werthe seyn sollte.

Einige von diesen haben lateinisch gedichtet: ein Punkt, der die Sache sehr verändert; denn wer kann genau ein Haar zwischen ziehen, wo die lateinische Sprache aufhöre, und die Usurpation der römischen Denkart anfange. Nachdenkende Liebhaber der lateinischen Sprache werden bei manchen Worten und Ausdrücken noch sehr zweifelhaft bleiben; sie werden mit einem Goldgewichte abwägen, wie weit manche nichts als lateinische Phrases, andere schon Vehikula der römische Denkart sind: sie werden also auf die jetzige lateinische Poesie ein Mistrauen sezzen, daß sie uns nicht, statt römisch-großer Gedanken, einen Teppich von römischen Wortblumen stikke, daß man also vielleicht von mehrern neulateinischen Versmachern das Urtheil fällen könne, was Kloß über Sannazaro fället:* Praeter sermonis Latini elegantiam, nihil in iis carminibus, quod multa laude dignum sit, invenio. Parum aut nihil potius finxit: complures versus Horatio surripuit: similis Horatio, sed ut simia homini etc.

Und allerdings ist auch bei der Mythologie für mich der Unterschied oft zweifelhaft genug, wo die

* Epist. Homer. p. 58.

Redart aufhöre, und ein Gedanke anfange? Es hat Klotzen gefallen,* bei Vida sogar zu billigen, daß das heilige Brod Ceres heißen könne, und der poetischen Phrasis wegen zu billigen, daß Christus dem Volke liba Cerealia ausgetheilet, blos der Nachahmung Virgils wegen; und gilt das, was sollte nicht gelten? So wird mich immer die unmythologische Sprache platt, gemein, unpoetisch dünken können; und so wird endlich ein lateinisches Gedicht eine Seifenblase, wo viel schöne Farben in der Sonne mir vorspielen; ich greife darnach, und sie sind nichts! — Es waren lateinische Phrases.

Auch Klotzens so genannte Horazische Oden** sind nicht ohne Mythologie: sie reden vom Gradivus, und von der Venus, von Musis und Camoenis, vom pater Lyaeus, dem ein ganzer Dithyrambe mythologisch gesungen wird, von Faunen und Dryaden, von Nymphen und Najaden, von Pierinnen, von Diis und Deabus, vom Phoebus, und vom Pindus, von Mavors und Bellona, von Cynthia und Flora, ein ganzes Heer allegorischer Personen ungerechnet. Fragt man mich, was alle diese Namen hier sollen? Nach Klotzens Homerischen Briefen muß ich entweder sagen: unschicklich, eitle Gelehrsamkeit, verdrüßliches, fremdes Geschwätz: oder ich sage: schöne poetische Phrases!

* ibid. p. 83. 84.

** Klotz Opusc. Poet.

Als die ſchöne lateiniſche Poeſie nach jener langen Barbarei wieder erwachte: als die Sannazar's und Vida's, und Bembo's und Fracaſtor's, geweckt vom Geiſte der wieder aufgelebten Römer, ſangen: welcher Phöbus Apollo hätte ihnen damals das Ohr zupfen können? "Dieſer Ausdruck iſt zu mythologiſch, dieſes römiſche Bild hat noch nicht genug „durch den Gebrauch und durch die Gewohnheit ſeine mythologiſche Natur abgelegt — weg damit! „Aber hier mein lieber Vida! ſtehe Ceres ſtatt panis; dort Musa ſtatt poetica facultas: Neptunus „pro mari: Vulcanus pro igne: Lyaeus pro vino. „In his, licet originem suam superstitioni debeant, „tamen *amissa fere est*, ut ita dicam, *prima vis et* „*abolita*: carmini vero Latino non exiguam elegantiam eadem conciliant!„* O der artige Phöbus Apollo! Wenn dieſe abergläubiſchen Wörter ihre erſte Kraft verloren haben, wenn ſie ihre Natur ausgezogen, wenn ihr Gewicht weg iſt; ſo mögen alle ſolche elegantiae non exiguae in den Orkus! Sie ſind ein elender Flitterſtaat, eine poetiſche Sprache ohne poetiſchen Sinn, ein Schulgeſchwätz. Iſt nur dann ein mythologiſcher Ausdruck brauchbar, wenn ihm die Gewohnheit, der alltägliche Gebrauch ſeine urſprüngliche bildvolle Bedeutung entnommen: ſo iſt er ein Redezierrath ohne Weſen; und vor ſolcher Poeſie behüt' uns, liebe himmliſche Muſe!

* Epist. Homer. p. 82. 83.

Nein! für schulmäßige Phrasesjäger will ich die Erwecker der lateinischen Dichtkunst nicht nehmen; aber um so schwerer wird mir die Entscheidung: „wie weit kann eine wirklich poetische, und in ihrem „Horaz und Virgil verzuckte Seele, in ihrer poetischen Begeisterung, auch gleichsam an seine Götter und geistigen Wesen gläubig werden? Wie „weit kann sich die horazische Laune, der virgilianische „Geist, insonderheit, wenn ich in ihrer Sprache singe, einstellen, daß ich Mythologie von ihrer „Dichtungsart unabgetrennet und unabtrennlich erblicke, daß ich, indem ich, wie sie, singen will, „auch mit ihrer Mythologie singe?„ Wer kann hier aus dem Stegreife antworten? wer kann in der Seele derer, die wirklich mit Enthusiasmus dichteten, Grenzen ziehen, wie römische Begeisterung, Begeisterung aus den Römern geschöpft, Begeisterung, die sich selbst in römische Sprache ergoß, hie und da einen Schritt weiter im Ausdrucke zurück bleiben, hie und da etwas vorsichtiger in der Mythologie seyn sollte? denn sie dichteten doch heilig. Nun ja denn! immerhin heilig; aber Vida und seine Mitgefährten dichteten auch lateinisch, und, zum Unglücke, wollten sie auch römisch dichten; nun stehen wir vor einer dreyfachen Wegescheidung — wer kann alle drei mit einmal gehen, ohne auf keiner zu weit hin zu wanken?

Ich sehe keinen andern Rath, als daß man

über ein heiliges Sujet niemals Latein, ich meine römisch Latein, gedichtet hätte! denn immer ist eine Mischung von Sprach- und Denkarten unvermeidlich. Der Orient soll sich in den Occident stürzen, der Geist der Religion, und der altrömischen Poesie sollen sich umarmen; ein seltnes Paar! Aus Cicero soll ein Compendium der Theologie geschöpft, und doch kein römischer Begriff dahin übertragen, und keinem Begriffe der Orthodoxie etwas von seiner systematischen Strenge benommen werden — schwere Verbindung! Sannazaro will de partu Virginis schreiben, und zugleich nie seinen Virgil verlassen: Buchanan einen Baptistes schreiben, und doch seine Juden römisch sprechen lassen — widrige Vermischung! Ueberläßt sich der Dichter dem Geiste seiner Religion; so wird er Jüdisch-, so wird er Christlichlatein zu sprechen in Gefahr kommen; folgt er dem Geiste der römischen Poesie, Denkart und Sprache; wie weit von Judäa ab wird der ihn hinführen! Will er, als ein Hellenistе, auf beiden Wegen gehen, und Gleichgewicht halten — unwürdige, ermattende Wachsamkeit! drückendes Joch des Geistes, der in der Poesie nichts so sehr, als Freiheit, liebet! Der furchtsame matte Dichter wird an der Erde kriechen, und nie sich aufschwingen können: denn er schrieb für die Censur zweier Inquisitionen, eine christliche (oder jüdische) und eine römische! — Mein Rath also, daß man

nie den Bogen der römischen Poesie nach so weit von Rom entlegnen Gegenständen spannen wollte, wenn man auch Pindarische Pfeile hätte: man trifft nicht.

Es versteht sich, daß die Dichtungsarten nicht alle gleiche Schwierigkeiten haben. Eine Hymne, ein Lehrgedicht, eine Cantate ist eher geistlich und doch lateinisch zu liefern, als ein Trauerspiel, eine Dichtung, ein Lustspiel, eine Epopee. Buchanans Juden treten als Juden auf; lateinische, römische Juden in Galiläa! Frischlins Ismael in Mesopotamien, und daselbst mit Classenlatein! Sannazars Cerberus, Centauren, Hydern, Proteus, im Stalle zu Bethlehem! bei einem Trauerspiele, Lustspiele, Heldengedichte, welche Dishormonie, und doch fast wie unvermeidlich! Klotz also hätte über alle diese Dichter nicht blos sein kritisches Urtheil vom Throne hinunter sprechen, das von andern schon so oft gesprochen ist, sondern lieber auf die Ursachen dringen sollen, die diesen Männer Zwang auflegten.

Zweitens, auch die Zeiten und Länder muß man unterscheiden, in denen ein Dichter lebte, in denen und für welche er schrieb. Die meisten der gerügten Poeten sind Italiener, aus dem Lande der Alterthümer also; aus oder vor den Zeiten, da der Geschmack des alten Griechens und Latiums wieder auflebte: wen wird nun einen Dante, Petrarca,

Sannazar, Vida, Arioſto, Taſſo, Marino aus allen dieſen Zeitverbindungen rücken, und ſo ſchlechthin vor das Gericht einer fremden Zeit, eines fremden Landes fordern, daß ſie das Heilige mit dem Unheiligen vermiſchet? Der Geiſt der alten griechiſchen Mythologie, aus ſeinem Vaterlande vertrieben, floh nach Italien: Italien gab er die Denkmale ſeiner Größe in Poeſie und Kunſt und Weisheit: in Italien erwachte er wieder; erwachend aber fand er ein Land, mit einer fremden, der chriſtlichen, Religion bedeckt. Indeſſen ſtrebte er in die Höhe, ſchaffte ſich Bewunderer, Anbeter und Nachahmer; Nachahmer, die in den Begriffen einer andern Religion, Denkart, und Sprache erzogen waren: was anders alſo, als eine Vermiſchung zweener fremder Ströme, die gegen einander brausten, und endlich zuſammen floſſen. Der chriſtliche Künſtler, dem Apollo profan war, fiel doch vor ihm, als vor dem höchſten Denkmahle der Kunſt, nieder: die Statuen der Götter waren Geſchöpfe des Aberglaubens, aber auch Geſchöpfe der ſchönſten griechiſchen Kunſt: Horaz und Virgil waren Dichter einer fremden Religion; zugleich aber Dichter der edelſten Natur, der vortrefflichſten Sprache: die Mythologie eine Sammlung von Fratzenmährchen; aber auch eine Welt voll ſehr poetiſcher Ideen. Unter ſolchen alſo lebten damals Dichter und Künſtler: ſie wandelten unter heidniſchen Statuen und heidniſchen Dichtern

und heidnischen Sprachen: das Neue, die Morgenröthe des Geschmacks, hatte dreifach stärkere Wirkung auf sie: sie wurden selbst römische Dichter und neugriechische Künstler und christliche Heiden. Der Cardinal der römischen Kirche war ein heidnischer Bembo, der neue Horaz Vida Bischof von Cremona: das Kind mit christlichem Wasser getauft, ward mit heidnischen Begriffen des Schönen genähret: die Vermischung ward Geschmack der Zeit und des Landes. Leo der zehnte vergab christliche Sünden, und wandte die heiligen Summen auf das unheilige Schöne der Heiden: in die Tempel Italiens kam David und Apollo, Christus und Belial neben einander, und die Geschichte Jupiters und Leda auf die Thüre des heil. römisch-katholischen Peters.

Wer kann nun ohne Rücksicht auf Zeit, Land, und Sprache Sannazar und Vida, Dante und Petrarca, Arioſto und Taſſo, und wen weiß ich mehr? tadeln,* ohne sie zu erklären, ohne uns auf ihre Jahrhunderte aufmerksam zu machen, da die scholastische Wortgrübleret, und die Sprache der Mönchsandacht der Geist der Religion war, da das Land von dieser Seite unter Nacht und Dunkel lag, oder da der hellere Geschmack an den Antiken in Poesie, Kunst und Sprache überwand, sich in Alles hinein-

* Epist. Homer. p. 73 — 75. etc.

hineindrängen, und dem Ganzen der schönen Litteratur seine neue Bildung geben mußte. Da also konnte Dante in seiner göttlichen Komödie Christen, Juden und Heiden, Götter, Engel und Teufel durch einander mischen: da konnte Arioſt

> Le Donne, i Cavalier, l'arme, gli amori
> Le cortesie, l'audaci imprese — — —
> Che furo al tempo, che passaro i Mori
> D'Africa il mare u. ſ. w.

beſingen, und mitten inne auch des Styx und Acherons erwähnen. So unbillig die brittiſchen Prose-Critiks dem Spenſer ſeine Feen, und Shakeſpear ſeine Hexen vorgerückt: ſo unbillig alte Italiener und Portugieſen und Engländer nach dem Zeitbegriffe meiner Religion und Wiſſenſchaft beurtheilen — auf die Weiſe wird alles ein Chaos.

Klopſtock (ich weiß keine höhere Inſtanz!) Klopſtock ſang dem Meſſias ſeinen ewigen Geſang im Geiſte der Religion ſeiner Zeit, nach den Geſichtspunkten ſeines Horizonts, nach den Eindrücken ſeines Herzens; wer einerlei Natur, einerlei Mittel der Bildung, Seiten der Anſchauung, Ein Herz und Eine Seele mit ihm hat, wird ihn aus ganzer Seele leſen. Einem Oeſt, z. E. werden ſchon viele Vorſtellungsarten talmudiſch dünken; einem chriſtlichen Schüler des Korans werden manche aus Arabien entlehnt vorkommen; einem Foſter oder Sterne in England, und auch das ſind Chriſten!

werden manche noch weit befremdender erscheinen; und endlich einem orthodoxen Christen des zwölften oder zwanzigsten Jahrhunderts? — dessen Urtheil über den Messias möchte ich lesen. Wie? wenn nun ein solcher nach seiner Zeit fromm und selig urtheilte? Unbilliger Richter! er sollte sich in unsre Zeit zurückzusetzen, aus ihr denken und sprechen: er sollte mehr als des Nikomachus Auge haben, um Helena anzuschauen. So wie der oberste Richter allwissend seyn muß, um gleichsam die eigenthümliche Moralität eines jeden Herzens zu kennen: so sey (man erlaube mir die kleine Blasphemie vom Gleichnisse!) so sey der Richter über Zeiten und Völker, auch des Geschmacks dieser Zeiten und Völker kundig, oder er greift blind in den Loostopf der Jahrhunderte, um nichts als ein mageres kritisches Regelchen herauszulangen.

Und Milton! — Wer Milton mit allen vorigen Mischern der Religionen in einen glühenden Ofen zusammen werfen will, * hat nicht bedacht, daß bei ihm diese mythologischen Vorstellungsarten nicht wesentlich zum Baue seines Gedichts, sondern nur zur Auszierung desselben gehören. Er bringt sie nicht (wenigstens nie offenbar) in die Zeit, aus welcher, sondern in die Zeit, für welche er singet: und so werden sie Gleichnisse, Schmuck, Verzierung seiner Gegenstände; nicht eigentlich

* Epist. Homer. p. 79.

Gegenstände selbst. Er singt für seine Zeit; dieser schweben unter andern auch aus heidnischen Schriftstellern Vorstellungen im Gedächtnisse, die seine heilige Vorstellung zehnfach verstärken, und einprägen — einprägen, daß es kaum in seiner heiligen Geschichte solche starke und nachdrucksvolle Hülfsvorstellungen gäbe — warum also sollte er jene wartende Ideen in der Seele seiner Leser nicht wecken? warum sie nicht aufrufen, um seinen heiligen Gedanken desto tiefer in die Seele zu prägen? Und das thut Milton!

Er thuts an weit mehr Stellen, als Klotz anführt; doppelt aber thut er Unrecht, daß er eben die süßesten im ganzen Milton tadelt, aus einem Buche,* das die größesten Gegner desselben mit Lobsprüchen haben überhäufen müssen; nämlich "die selige Liebe „der Stammväter des Menschengeschlechts in Eden.„ Auch Winkelmann, der, in griechische Schönheiten entzückt, die Miltonischen Beschreibungen für schöngemahlte Gorgonen erklärte, nimmt diese Scene von seinem zu griechischen Urtheil aus,** und in der Sprache Miltons insonderheit selbst herrschet hier eine Süßigkeit, eine Anmuth, die uns in das Paradies selbst versetzet. —

Milton hat sein Eden mit aller Pracht und Schönheit geschildert: Bäume, Flüsse, Quellen, Lustwälder, murmelnde Wasserfälle, das Chor der

* Parad. lost. B. IV. ** Gesch. d. Kunst p. 28.

Vögel, der Hauch der Frühlingslüfte, der Geruch der Wiesen und Wälder — eins nach dem andern fließt wie Balsam in unsre Seele: meine Phantasie ist erfüllet: mein Auge, Ohr, und alle Sinne gesättigt: ich schwimme im Traume der Wollust. Und Milton will mich in diesem Traum erhalten: da meine Sinne gesättigt sind; so spricht er zu meiner Seele: er ruft alle Ideen schöner Gegenden und Lustörter, die in meiner Einbildungskraft schlafen, auf: und wo giebt es mehr, als aus Griechenland und seinen Dichtern des Vergnügens? Diese sollen mich in meinem Traume fortwiegen, ich soll die Freude der Wiedersehung genießen, und so, nachdem auf sanften und unmerklichen Stuffen meine Seele von dem Lebloſen sich immer lebender hin, aufgeschwungen, und jetzt in dem musikalischen Chore der Vögel und der Lüfte, und der zitternden Wälder schwebet: so fängt sie, wie aus einem sanften Schlaf erwacht, an, die holden Bilder voriger Zeiten, die Erinnerungen der Jugend zu sammeln: *

— — while *universal Pan*
Knit with the Graces and the Hours in dance
Led on th' eternal spring. Not that fair field
Of Enna, where Proserpin gathering flowers
Herself a fairer flowr etc. — — —
— — — — nor that sweed grove
Of Daphne by Orontes, and th' inspir'd
Castalian spring, might with this Paradise
Of Eden strive; nor that Nyseian ile
Girt with the river Triton etc. — —

* Parad. lost. Book IV. v. 266.

So ſchwebt unſre berauſchte Einbildungskraft weiter; und kommt endlich vom Berge Amara aus Aethiopien zurück, um im Paradieſe unendlich mehr, als in allen dieſen Zaubergegenden zu finden. Iſt dies eine Entheiligung des Gedichts? ſo iſts eine Entheiligung des höchſten unter den Propheten, des poetiſchen Jeſaias, Jehovah einen Gott der Götter zu nennen, und ihn Geſänge lang mit dieſen heidniſchen Klötzen zu vergleichen! aber wie erhaben!

Milton hat uns das erſte Paar bis zum Entzücken geſchildert, den Bau ihrer Glieder, und ihre vergnügte Mahlzeit, und ihre Liebkoſungen, und die holde Umarmung der Eva und — das Lieblächeln Adams. *

— — as Jupiter
On Juno smiles, when he impregns the clouds
That shed May flow'rs — —

Welch ein Bild! Iſts Erniedrigung für Adam, in ihm den küſſenden Jupiter zu ſehen? Adam führt Eva zur Brautlaube, und da unſre Seele durch den ſichtbaren Anblick derſelben mit Freude und Ehrfurcht gleichſam erfüllet worden; da das Auge nicht mehr ſprechen kann: ſiehe! ſo ſpricht die Phantaſie, gleichſam in einen Traum voriger Zeiten verſenket: **

* B. IV. v. 499.
** B. IV. v. 705.

— — in shadier bower
More sacred and sequester'd, though but feign'd,
Pan or Sylvanus never slept, nor Nymph
Nor Faunus haunted. — —

So dichtet Milton: seine profanen Gleichnisse sind nichts als Hülfsvorstellungen zum Dienste seiner heiligen Vorstellungen: er nimmt zu ihnen seine Zuflucht, wenn Worte innerhalb dem Kreise seiner Religion nicht Triebfedern geben, seine Idee so hoch zu spielen, als er sie haben will: und nur dann irret seine Phantasie in diese Zaubergegenden der griechischen Dichtung, wenn er schon unsre Sinne erfüllet, und jetzt der Seele Zeit läßt, die Bilder ihrer Jugend zu sammeln. Konnte er dies nicht thun, als Dichter? Eben dadurch schlägt er ja an unsern Geist, daß er gleichsam sich selbst dichte. Oder etwa nicht als Dichter der Religion? Was ist der Religion würdiger, als solche Vergleichungen zu ihrer Erhöhung? Die Bibel, ja Jehovah selbst in ihr spricht also.

6.

Man siehet, wie wenig Ueberzeugung das kahle Verbot ins Allgemeine hin: "kein mythologischer „Name komme in ein geistliches Gedicht!„ für mich habe: ich muß mich also schon selbst nach Gränzen der Mythologie und eines christlichen Gedichts umsehen.

Zuerst rechne ich, wie gesagt, die lateinische Spra-

che nicht mit: denn schwer ists, zu bestimmen, wo der lateinische Ausdruck aufhöre, und der nationalrömische, der mythologische z. E. anfange. Noch schwerer ists, über so fremde Gegenstände, als ein heiliger Gesang liefert, lateinisch, und im Geiste der Römer zu dichten; denn entweder wird der Jude und Christ romanisiren, oder der Nachfolger Virgils und Horaz judaisiren, hellenisiren müssen.

Zweitens rechne ich die Zeiten nicht mit, da die Mythologie gleichsam die zweite Mutter des poetischen Geistes war: und dies ist die Wiederauflebung derselben in Italien. In der Kunst sprachen die schönsten mythologischen Ideen dem Auge; in der wieder erstandnen Poesie dem Ohre: statt des trocknen Aristoteles ward der mythologische, allegorische Plato der Lieblingsweise Italiens: solche Begriffe füllten die Seele. Entweder wählte man die lateinische Sprache dazu, und in ihr schien gleichsam die Mythologie schon eingewebt, und unabtrennlich; oder man wählte doch mythologische Dichter zum einzigen Vorbilde; wie konnte sich nun der begeisterte Nachahmer sagen: siehe! hier hört die Manier des Dichters auf, und da fängt seine Religion an! Und wer sich dies auch hätte sagen können, der wollte sichs nicht sagen, denn ächt Latein, ächt Römisch zu dichten, war ja, nach dem Zeitbegriffe, der einzige, der höchste Zweck seiner Muse. — Solche Zeiten also soll man erklären, ein allgemeiner Tadel kostet wenig.

Drittens: schreibe ich auch nicht von den Zeiten, da die Religion, so wie sie damals herrschend war, kein reines heiliges Gedicht geben konnte: da die Begriffe von ihr viel zu dunkel, unbestimmt, gebrochen und abergläubisch waren, als daß ein Gedicht, das für den herrschenden Verstand geschrieben wäre, für uns orthodox, wie ein Gebetbuch, seyn könne. So z. E. die Zeiten des Dante, Arioſts, Taſſo, Camoens u. ſ. w. Wenn diese Dichter in dem elenden Geschmacke ihrer Zeit poetisches Geräth, oder wenigstens Freiheit fanden, mit diesem und jenem Stabe des Aberglaubens poetische Wunder zu thun, warum nicht? Das Heldengedicht eines Mönchs aus Padua auf seinen heiligen Antonius, oder eines Mayländers auf seinen heiligen Karl Borromäus sey immer den Legenden seines Ordens, seiner Stadt, seiner Zeit, seiner eignen Erziehung angemessen: denn anders kann der ehrwürdige Pater nicht dichten. Und wo werde ich an einen Riesen, an ein Geschöpf seines Jahrhunderts, mit einem Zwergmaaße meiner Zeit hinzutreten, ohne daß mich seine Größe nicht beschäme!

Also blos von einem in der Religion erleuchteten Zeitpunkte: und wo weiß der Kritikus, wann dieser Zeitpunkt voll Licht, oder nur voll Blendeschein des Lichts ist? wo soll ers, als Kritikus, wissen? Das mag der Gottesgelehrte, der Polemikus entscheiden; nicht der poetische Kunstrich-

ter. Der Dichter nimmt den herrschenden Religionsgeschmack, oder besser, sein eignes Religionsgefühl, wie er dazu gebildet worden, seinen eignen Horizont von Religionsaussichten, und dichtet. Und so muß der Kritikus ihn richten. Nicht, daß er absolute Wahrheit suche, nicht daß er frage, ob diese und jene Religionsvorstellung auch rechtgläubig genau, exegetisch richtig, philosophisch erwiesen; sondern ob sie wahrscheinlich sey, ob sie könne poetisch geglaubt, gefühlt, beherzigt werden. Das ist bei einem jüdisch-christlichen Gedichte nicht schlechthin die Frage: ob historisch genau der Jude seine Affekten so gemahlt oder nicht; auf den Fuß wäre vielleicht kein Tod Adams, und kein Tod Abels möglich; sondern, ob sie, nach gewissen allgemein angenommenen Voraussetzungen, so haben sprechen können. — Ich folge also dem Religionsbegriffe meiner Zeit, ohne weitere Umwege: wiefern verträgt er sich mit mythologischen Ideen?

1. In jedem Poem, wo Dichtung herrscht, wo Personen der Dichtung auftreten, können freilich nicht Wesen der heidnischen und christlichen Religion neben einander handelnd vorgestellet werden; nicht mit einander gleich wesentliche Substanzen zur Handlung des Gedichts seyn. Wenn die Muse und der heilige Geist, ein Gabriel und ein Apollo, eine Maria aus den Gegenden des Himmels und eine Diane

zugleich, auf einerlei Art, poetiſche Exiſtenz, poetiſche Handlung auf dem Schauplatze eines heiligen Gedichtes bekommen; ſo ſtoßen ſie ſich in unſerer Seele. Ihre poetiſchen Subſtanzen heben einander auf: mein Auge fährt über ihre beiderſeitige Gegenwart zurück: die Täuſchung geht verloren, und mit ihr der ganze Zweck ihrer poetiſchen Erſcheinung. Ein Trauerſpiel ſolcher Art mag vielleicht noch in einem Winkel von Italien, Spanien, oder von Böhmen und Bayern ausſtehlich ſeyn: eine Epopee von ſolcher Miſchung mag der chriſtlichen Barbarei gefallen; rings um uns ſcheint das Licht einer geläuterten Religion zu ſtark, als daß nicht Eine ſolche Dichtung die andre in den Schatten drängen müßte.

Nur ſetze ich gleich eine Einſchränkung hinzu. Nicht deswegen können beiderlei Geſchöpfe nicht auf Einem Schauplatze, in gleich ſtarkem Licht erſcheinen, weil die Eine Art wahre, die andere Lügenweſen, oder nach Kloßens Sprache,* inepta, ridicula, falsa, impia, uno verbo supestitionis propria ſind, quae a veri Dei cultoribus usurpari non possunt. Denn ein ſolcher Dichter ſchreibt nicht eigentlich, als ein frommer, rechtgläubiger Chriſt, als ein Diener des einzig wahren Gottes, der vor aller Mythologie, als vor einem ungereimten, lächerlichen, gottloſen, abergläubiſchen Krame ſo viel Abſcheu hat, wie vor dem böſen Feinde der Hölle;

* p. 56. bis 96. auf ſelber Seite.

ſondern — als Dichter. Er ſchreibt nicht eines ſeligen Todes und des Himmelreichs wegen, ſondern nur, um poetiſch ſeine Leſer zu täuſchen. Er verabſcheuet alſo die Mythologie, nicht als ein ungöttliches Weſen, und als eine Geſchichte weltlicher Lüſte, ſondern weil ſie in ſeinem heiligen Poem ſeinem Zwecke, ſeiner Laufbahn der Gedanken fremd, und dem poetiſch anſchauenden Leſer widrig ſeyn muß. Auf einem andern Schauplatze könnte eben derſelbe Leſer dieſe unchriſtlichen, gottloſen Geſchöpfe der Lügen ganz behaglich ſehen, und vielleicht eben der Dichter, wenn er ein Wieland iſt, mit Feuer bearbeiten; aber auf dieſen gehören ſie nicht, "der poetiſchen „Wahrſcheinlichkeit halben.„ Denn wenn die Maſchinen der heidniſchen Religion bis zur Täuſchung geglaubt werden ſollen; wie denn aus eben der Maſchine chriſtliche Weſen? Sie wirken dem anſchauenden Auge gegen einander, ſie heben an Wahrſcheinlichkeit einander auf.

2. Auch wenn der Dichter allein ſpricht: ſo ſpreche er in Einem Gedichte von beiden nicht ganz auf Eine Art; als wenn er an beide gleich glaubte, und ſie beide mit einerlei Wahrheit behandelte. Eine Anrufung an den heil. Geiſt und an die Kalliope zugleich iſt ungereimt; nicht, wieder, als Gottloſigkeit, als Sünde wider den heil. Geiſt, ſondern der poetiſchen Täuſchung halben. Entweder ſind beide dem Dichter alsdann Weſen von

gleicher poetischer Existenz; dies widerspricht sich — oder beide nur Redezierrath, nur poetische Figuren: dies beleidigt den Leser noch mehr, denn er kommt dadurch zu sich zurück, um dem Wortkünstler ohne inneres Wesen und Leben gewahr zu werden — oder Eins von beiden hat nur poetische Wahrheit; und warum steht alsdann das Andere da? Es hindert die Wirkung des Ersten. In diesem Stücke hat freilich niemand so gesündigt, als Sannazar; ich wiederhole es aber nochmals — gesündigt, nicht wider den heil. Geist, sondern wider die poetische Wahrheit und Illusion.

3. Wo dies nicht ist, wo die poetische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht darunter leidet, wo es der Congruität des Gedichts nicht entgegen ist, an mythologische Nahmen, an erdichtete Gegenden zu denken — immerhin! Die Mythologie ist einem guten Theile nach historisch, oder allegorisch; selbst das Fabelhafte in ihr mischet sich mit Geschichte und Allegorie; warum sollte sie als solche nicht auftreten? Wenn sie bekannt genug, anschauend, und eine Schöpferinn großer Begriffe zur Würde eben des christlichen Objekts ist: so kniet sie als ein Opfer vor dem Altare der Religion. Selbst Religion wollte sie hier nicht seyn, sie ward als Geschichte, als Allegorie, als alte Sage, oder als bekannte Dichtung gebraucht: und da oft mit einer Wirkung, die anderswoher nicht ersetzt werden konnte, vortrefflich!

So Milton, so Young, so oft die Dichter der Offenbarung!

4. Aber viertens: wo in einem christlichen Gedichte die Mythologie keinen poetischen Nutzen schaffet; da bleibe sie weg, denn jedes Müßige, jedes der poetischen Wirkung Widrige muß wegbleiben.

7.

War diese Materie aber so langer Untersuchung werth? Ich glaube: denn welchen bethlehemitischen Kindermord würde Klotzens Verbot in dem erhabensten unsrer geistlichen Dichter stiften! und unsre geistlichen Dichter (eine Gattung Poesie, in welcher wir Deutsche nur den Britten nahstehen) sind die Ehre unsrer Nation.

Der heiligste unter allen, Klopstock, und das heiligste Gedicht desselben, der Messias! Aber von welcher Wirkung ist die heidnische, die mythologische Römerinn in demselben, * Portia! Wie, wenn sie zu beten anfängt:

— — — Mit aufgehobnen ringenden Händen
Stand sie mit Augen, die starr zum dämmernden Himmel hinauf sahn,
Und so zweifelt' ihr Herz: O du der Erste der Götter!
Der die Welt aus Nächten erschuf, und Menschen ein Herz gab!
Wie dein Nahmen auch heißt, Gott! Jupiter! oder Jehovah!

* Der Messias, Gesang 6.

Romulus oder Abrahams Gott! — — —
Ist er dir so festlich, der Anblick, die leidende Tugend,
Gott! von deinem Olympus zu sehn? Er ist es, den
Menschen! u. s. w.

Sie fährt mit diesem hohen Gefühle zu beten fort, und ich bin über das Herz der christlichen Leser des Messias gewiß, daß dasselbe nur selten eine so hohe Stufe der Bewunderung Jesu erreicht haben wird, als mit diesem heidnischen Gebete.

Portia erzählt ihren Traum: * die Erscheinung des Sokrates! — — Himmel! wo gehört Sokrates, der heidnische Sokrates, in einen Messias? Und doch weiß ich, daß dieser Traum, um mit Klopstock zu reden, sich, vor vielen Episoden des Messias, in die Seele des Lesers gießen, und immer aus den Lieblingsgedanken, die er am feurigsten denket, neue Gedanken entwickeln wird,

— — in seinem Herzen die feinsten
Zartesten Saiten gewisser zu treffen, und ganz ihn zu rühren.

Schon, wenn Portia anhebt: — —

Sokrates . . . zwar du kennest ihn nicht; aber ich schaure vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dies Leben erhöhte!
Sokrates . . . immer hab' ich den Weisen bewundert!
sein Bildniß

* Gesang 7.

Unaufhörlich betrachtet, ihn ſah ich im Traume. Da nennt' er
Seinen unſterblichen Nahmen: Ich, Sokrates u. ſ. w.

Wenn Kloß einzige Urſache gelten ſoll: „das „Heilige ſoll nicht mit dem Unheiligen vermiſcht „werden!„ ſo müßten dieſe Epiſoden aus Meſſias weg, und mir ſind ſie unter den theuerſten.

Klopſtocks Salomo! Ein bibliſches Sujet, und alle Leſer haben mit mir den Contraſt der heidniſchen Scenen für das Rührendſte im ganzen Trauerſpiele gehalten. Wenn Salomo rühren ſoll: wie anders, als durch ſeine heidniſchen Zweifel. Wie, wenn der Troſtloſe klaget:

Hülfe! Selber meine Freunde
Vermögens nicht. —
Ein Rauch, dem Feind' ein ſüßer Opferdampf,
Mag dieſes Haus verfliegen! meine Kinder
Zerſchmettert werden — —
— — ich will es leichter tragen,
Als was mir unter deiner Flügel Schatten,
O Friede! dies mein Herz verzehrt — das Leben
Zum Tode macht! und kaum des Müden Zuflucht
Den Tod noch bleiben läßt! Sie iſt dahin
Die Herrlichkeit, die mir gegeben ward!
Dahin iſt meine Weisheit, ſamt der Ruh,
Die ſie mir gab! — Wenn du es biſt, o Moloch!
Vor allen Geiſtern Moloch du!
Der mir dies alles nahm; womit erzürnt' ich dich?
Und hab ich dich erzürnt, ſo laß doch endlich
Durchs Blut ſo vieler Knaben dich verſöhnen!

Und bald kommen Sängerinnen Molochs! und Prieſter Molochs! und Opfer Molochs! ja ſelbſt wagt es Klopſtock, zween Götzen redend einzuführen. Ich mag über die letzte Scene nicht urtheilen; aber die rührendſten Auftritte bleiben in Salomo immer die heidniſchen. Wie rührt z. E. die unmenſchliche abgöttiſche Wuth im Opfergeſange Molochs!

Ich mag die bodmerſchen Epopeen nicht durchgehen. Wären in ihnen die mythologiſchen Dichtungen nur oft etwas wahrſcheinlicher für die Zeit und für den Ort ihres Schauplatzes; am Heiligen und Unheiligen, an Wahrheit und Erdichtung, an Jüdiſch und Heidniſch liegt, wenn ich nichts anders dagegen hätte, nichts!

Ich fühle es, ein ſo unbeſtimmt geſagter Einfall iſt zu ſtrohern, als daß ich ſo viel Miene mache, ihn weg zu heben; Dichter, die gewiß keines überſpannten Enthuſiasmus beſchuldigt werden können, widerlegen ihn. Machtvoll iſt z. E. in der ramlerſchen Rhapſodie von einem Gebete — machtvoll in ihrer Verbindung für den, der den perſiſchen Nachdruck kennet, die kühne Anrede:

— Und Oromazes und Gott!

ohne doch eine hübſche Wortphraſis ſeyn zu ſollen. Stark iſt in Kleiſts chriſtlichem Gedichte von der Unzufriedenheit der mythologiſche Vorwurf:

— Denkſt

— Denkst du, wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und, durch den Unsinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen!

Und endlich in den vortrefflichen Grenadierslie-dern: von welcher Wirkung ist die harte Vermi-schung des Christenthums, und der Mythologie in dem Munde eines harten Soldaten. Sein Gott ist ihm jederzeit, und in jedem Gesang alles: vor und nach der Schlacht: im Treffen, und im Siege.

— — — wär ihrer noch so viel,
So schlag ich sie mit Gott!
— — was kann wider unsern Gott
Thereſa und Brühl — —

Mit rechtem Christenmuthe streitet er; und mit rechter Christendemuth, Gott dankend, preiset er Gott nach dem Siege; wie aber? hat der Gre-nadier darum am gehörigen Orte auch nicht seinen Mars und Apoll? kann er nicht darum auch von seinem Friedrich sagen:

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Gräys
Steht er — — du hoher Paschkopall
Sahst ihn, im Heldenangesicht,
Den Mars, und den Apoll.

Und sollte deswegen mein Grenadier kein ächter, guter Christenmann bleiben?

Der, wenn er stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz! —

Und deshalb sollten seine Lieder nicht immer der Würde werth seyn, die ihnen Abbt anwünscht, vor der Schlacht gesungen zu seyn? Entweder muß überall die Mythologie hier nicht mehr Mythologie; eine liebe Wörterblume seyn, oder weg damit!

Indessen will Klotz uns auch in geistlichen Gedichten nicht ganz leer vom Nutzen der Mythologie ausgehen lassen, und schlägt vor: * "Beschreibungen der göttlichen Weisheit und Macht, hohe Bilder der göttlichen Majestät, oft so vortrefflich, so erhaben, daß man sich kaum vorstellen kann, wie sie in den Geist ungläubiger Sterblichen haben kommen können, und durch deren geschickte Nachahmung der Poet seinem Gedichte die größeste Würde geben könnte." Der Vorschlag ist fromm, aber auch wenig mehr. Wenn Klotz nicht glaubt, daß Gott selbst in die Seele des christlichen Poeten Bilder einschiebe, so kann ers nicht fremd finden, daß große Geister unter den Heiden auch große Dinge haben denken können, sie auch von ihren Göttern denken müssen. Ich mag keine Vergleichungen, insonderheit in Sachen, die gewisse Leser so gern umzukehren pflegen; allein wer wandelte unter edlern Bildern: der alte, oder der heutige Grieche? Jener zwischen seinen Göttern; dieser zwischen seinen gemahlten Heiligen, der Papist zwischen seinen gehauenen Märtyrern. Und bei wem war

* Epist. Homer. p. 86.

(ich rede blos von poetiſchen Bildern) ein ſolcher Anblick gelegener, um groſſe Gedanken zu wecken?

Zu dem: Beſchreibungen der Weisheit, Macht, Majeſtät, ſind eigentlich keine Mythologie mehr; es ſind dichteriſche Bilder über mythologiſche Gegenſtände; mit ihnen hat alſo Kloz keinen Gebrauch der eigentlichen Götterlehre vorgeſchlagen.

Ich gebe es gern zu, daß an Abbildungen der Schönheit, der Milde, und einer gewiſſen menſchlichen Würde der Gottheit, man von Griechen und Römern lernen könne, inſonderheit, was die ſchöne Kürze, das unübertrieben Prächtige, das Angemeſſene im Ausdrucke ſolcher Beſchreibungen betrift. Aber Weisheit, Macht, Majeſtät, alles Hohe, und gleichſam Unbegreifliche in der Gottheit — darinn ſind die Dichter des Morgenlandes, und die Erſten derſelben, die Dichter des alten Bundes, eine weit reichere, unerſchöpfliche Quelle. In ſolchen Bildern ſind ein Silius Italicus, Ovid, Virgil und Claudian gegen einen Hiob, Moſes, Jeſaias und auch David, wie ein Tropfen gegen einen Ocean: und Schande iſts, an einem Tropfen zu lecken, wenn ein Abgrund von Gröſſe, Hoheit, Majeſtät vor uns iſt.

Ich gebe es zu, daß dieſe morgenländiſche Bilder auch oft ein morgenländiſches Auge fordern: daß ſie oft in einer Hülle des Orients erſcheinen, die

uns dieſelben fremd, oder in einem Glanze, der uns dieſelben betäubend macht. Ein geiſtlicher Dichter aber, und der Kritikus dieſes Dichters, ſollte dem die Hülle unüberwindlich ſeyn? Sollte er nicht, den Spuren eines großen Michaelis folgend, ſich ſolche Bilder gleichſam in die Sprache und Denkart ſeines Occidents überſetzen, und ſie alsdann mit orientaliſcher Wärme fühlen! Die Proben, die dieſer verdienſtvolle Mann gegeben, liegen in ihrer Entwickelung da, und wie verſtäuben gegen ſie die Schlacken eines Claudians! Blos das Leichte, das unſerer Denkart Nähere, die für uns faßlichere Evidenz dieſer römiſchen Bilder iſts, die uns dieſelben empfiehlt. Wären die orientaliſchen nach unſerm Augenmaaße: ſo wäre der Vorſchlag unleidlich. Kann man ſie nicht aber nach ſeinem Augenmaaße ſtellen? nicht ſeinen Blick zu ihnen erheben? gewöhnen? und kannſt du das nicht, ſo ſiehe die Sonne in dieſem ihrem ſtrahlenden Waſſerbilde! Siehe den Abglanz orientaliſcher Hoheit in einem Klopſtock; von Erde biſt du, wenn du an einen Silius Italicus hierinn, als Vorbild, zurück eileſt.

8.

"Auch Künſtler ſollen Gott und Chriſtus würdig bilden!"* Wie todt iſt, was Kloz hierüber ſagt, gegen das, was Andre geſagt haben. Hier iſt

* Epist. Homer. p. 97. 98.

Klopſtock, da er Winkelmann beurtheilet, und wem iſt es nicht ein ſehenswerther Anblick, zween ſolche Männer, zwei Enden des menſchlichen Geiſtes, zwei Extreme deutſcher Originale, von denen der Eine unter, der Andre über Deutſchland ſeinen Ort fand — ich ſage, iſts nicht ein merkwürdiger Anblick, ſolche zween Markgrafen deutſcher Hoheit von ihren Grenzſteinen zuſammen treten zu ſehen, zuſammen ſprechen zu hören. Das Stück ihres Geſprächs im nordiſchen Aufſeher * iſt mir eine Art von Phänomenon! „Der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu wer„den, ſagt Winkelmann, iſt die Nachahmung der „Alten.„ "Ich würde, verſetzt Klopſtock, dieſe „Einſchränkung hinzuſetzen: in den Arten der Schön„heiten, die ſie erſchöpft haben. Denn welches Ge„nie würde nicht erſchrecken müſſen, wenn es ſich „nicht erlauben dürfte, an der Allgemeinheit jenes „Satzes zu zweifeln? Haben z. E. die Griechen die „Vorſtellungen ausdrücken können, die wir uns von „Engeln machen müſſen? Aber wie vortreflich haben „ſie oft nicht die Götter vorgeſtellt! Sollten wir „nicht die Engel ſo machen? Gewiß nicht völlig ſo! „wir ſollten jene Vorſtellungen der Götter übertref„fen. Bisher zwar ſind wir, von dieſem übertrof„fen, ſehr weit entfernt geweſen. Wir mahlen Kin„derchen, Frauenzimmer, und, wenn wir uns recht „hoch ſchwingen, ſchöne Jünglinge; geben dieſen

* Nord. Aufſeh. 3. B. St. 150.

„Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorge-
„stellt zu haben. Sogar Raphaels Michael ist ein
„Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Ju-
„piter seyn', der eben gedonnert hat. Wenn nun
„Raphael vollends einen Todesengel hätte machen
„sollen; z. E. einen, durch dessen bloßen Anblick
„der erstgebohrne Sohn Pharao's niedersinkt? Mi-
„chael Angelo also, wird man sagen. Nein, der
„auch nicht: denn er übertrieb zu oft. Der Con-
„tour des wahren Großen ist sehr fein! Wenn die
„Hand nur ein wenig ruckt: so kann es übertrieben
„werden. Wer also? Vielleicht ein noch ungebohr-
„ner Künstler, dem es aufbehalten ist, die heilige
„Geschichte würdig vorzustellen, nämlich die meisten
„schon oft wiederholten, neu, und dann viele sehr
„erhabene, die noch niemals gemacht worden sind.
„Wie würde ich mich freuen, wenn er schon lebte,
„und dies läse! Er ist es, der noch viel was an-
„ders sagen würde, als die Griechen haben sagen
„können. Gott vorzustellen, würde er sich niemals
„unterfangen; niemals! aber den Versöhner der
„Menschen einigermaaßen würdig abzubilden, wür-
„de er alle Kräfte seines Genies anstrengen, und
„sich den großen Empfindungen, welche die Reli-
„gion giebt, ganz überlassen.

Ich lasse über diese Klopstock'schen Gedanken gern einem jeden seine Gedanken; aber, wenn ich sie, und die beiden Aufsätze desselben Verfassers über die

poetiſche Compoſition einiger bibliſchen Gemählde,* und einige ſtille Winke Winkelmanns in den Schriften deſſelben, und verſchiedene offenbarere Anmerkungen Webbs, über die Gemählde der Religion, zuſammen ſetze: ſo dünkt mich dies Klozziſche Gemiſche darüber

— — Staub, den der Wind zerſtreut.

Kloz findet unter Allen, die über den Glanz um das Haupt der Heiligen geſchrieben, keinen, der die Mahler darüber getadelt hätte: er thuts, und ſiehet nicht, was ein ſolcher Bogen zur Majeſtät Gottes thun ſollte? Als Kreisbogen freilich nichts, aber wenn ſich nur ſeitwärts einige rückbleibende Strahlen verlieren: ſo ſehe ich nicht, wie dieſe hinderlich wären. Bei Geſtalten der Heiligen ſind ſie eine einmal angenommene Symbole, und der Geſtalt Gottes, (wenn Gott anders menſchlich geſtaltet werden ſoll,) ein Zeichen der Majeſtät, ſo fern die bibliſchen Dichter auch hierinn große Gemählde vom Glanze des Herrn geben. Dieſen kann der Dichter innerhalb der Grenzen ſeiner Kunſt ſo beſcheiden folgen, als die Griechen den poetiſchen Symbolen ihrer Religion folgten.

Ferner hat Kloz den Einfall,** auch Flügel könnten aus den göttlichen Bildungen der Alten beibehalten werden. Ich will glauben, er meine nur

* St. 172. 174. 186. Nord. Aufſeh. 3. Th.

** Epist. Homer. p. 108. 109.

etwa Engel, oder den geflügelten Blitz in der Hand Gottes: denn der Gottheit ſelbſt Flügel zu geben, halte ich, (er führe noch ein ſo langes Regiſter von Göttern an, die bekannter Weiſe geflügelt gebildet wurden,) für ganz unwürdig. Kaum würdig der Engel, nach den edlen Begriffen unſrer Religion; wenn nicht als unterſcheidende Symbole, wenn nicht etwa im Fluge, um denſelben dem Auge wahrſcheinlich zu machen. Selbſt die Griechen, nachdem ſie die Allegorie nach und nach abgeſtreift hatten, in ihren ſchönſten und edelſten Bildungen, warfen dem Jupiter die Flügel ab, damit er nicht, wie ein Ikaromenippus des Lucians, erſcheine, und gaben ſie ſeinem Adler. In der That, den Allerhöchſten mit einem Paar Gänſeflügeln vor mir zu ſehen, iſt unleidlicher, als ihn graubärtig, und als Greis, zu erblicken. Dies giebt noch eine leidliche Allegorie von ihm, dem ewigen Vater; aber was ſoll jenes zu der Idee des Allgegenwärtigen? —

"Die Griechen bildeten Jupiter auf einem Donnerwagen." Nun hat es Michaelis längſt gezeigt, daß die Cherubim, die Donnerpferde der Juden, wahrſcheinlich Geſchöpfe der ägyptiſchen Einbildungskraft ſind: und daß die Griechen ihre Donnerpferde Jupiters ebenfalls daher urſprünglich entlehnet, könnte auch gezeigt werden. Hier fließen alſo aus Einer Quelle zween Flüſſe, und die Poeten beiderlei Religionen ſcheinen nicht anders verſchieden zu ſeyn, als

daß sie sich Eine Vorstellung, jeder nach der Art seiner Nation, gedacht haben. Warum sollte also der christliche Künstler nicht diese Bildung der verschwisterten griechischen Vorstellungsart ablernen? warum sollte er nicht auch den wahren Gott wie einen donnernden Jupiter bilden, der seinen Donnerwagen und Donnerpferde mit dem Schalle des Schreckens durch den weiten Himmel jaget?

Klotz hat für gut befunden, diese Vorstellungsart anzupreisen; * und ich fände es beinahe gut, davor zu warnen. Der Begriff der Gottheit, der jetzt, als Hauptcharakter, den Gemüthern der Menschen beiwohnet, ist erhabner und gereinigter, als daß er ein solches Bild ertrüge. In den sinnlichen Zeiten der jüdischen Dichter war "furchtbare Macht" gleichsam der Hauptanblick, mit dem man sich den Herrn dachte; man schrieb, nach einem Idol der Erziehung und nach einem herrschenden Zeitbegriffe, dem Wagen Gottes die gewaltigen Donner zu, die über das jüdische Land hinzogen, und dahinaus, auf diesen sinnlichen Begriff, gehen auch die höchsten Bilder der Propheten. Irre ich nicht, so ist die gemeine Vorstellungsart unsrer christlichen Zeiten darinn sanfter. Das erste Bild, das wir uns von unserm Gotte machen, ist vielmehr das Bild von dem vollkom-

* Epist. Homer. p. 115 — 122. Ostendi *uno, eoque satis illustri* exemplo, quomodo imitari possint nostri artifices veterum monimenta —

menſten, weiſeſten, gütigſten Weſen, dem Vater, und unſichtbaren Erhalter der Welt; als von einem zornigen Donnerer, von einem allmächtigen Weltverwüſter. Soll alſo ja der Höchſte gebildet werden, ſo zeige man ihn in dieſer, für uns der würdigſten Stellung, oder gar nicht. Die Propheten des alten Bundes ſchufen Bilder für ihre Zeit, und auch in dieſer nicht für den bildenden Künſtler: nicht für den Anblick des Schönen; ſondern für poetiſche Seelen, und in dieſen nichts, als der Religionsbegriffe halben. Der Künſtler unſerer Zeit thäte alſo Unrecht, wenn er ſich ſolchenfalls damit, als mit bibliſchen Vorſtellungen, rechtfertigen wollte; denn der Kunſt hat die Bibel wohl keine Bildergallerie liefern wollen.

Es bleibt alſo nur das Vorbild der alten Kunſt übrig, die ihren Jupiter donnerfahrend bildete — aber ich antworte, das war auch ihr Jupiter, und nicht unſer Gott! Jener ſeinem Charakter nach der Donnerer, der

Ελατὴρ ὑπέρτατος βροντᾶς
ἀκαμαντόποδος
Ζεύς — —

wie ihn Pindar nennt, erhabner, als die ſpätern Dichter, die Kloz anführt. Jupiter hatte einmal nach altem, guten Herkommen die Function, der ὑψιβρεμετης, καταβατης, fulminans zu ſeyn, und wie man ihn mehr nennen will; als ſolcher konnte

er Pferde jagen und Roſſe lenken: das war jovialiſch. Ein ſolcher aber iſt nicht unſer Gott, dem Hauptcharakter nach, und eine ſolche Kunſtvorſtellung nicht göttlich. Die Kunſt arbeitet für Einen ewigen Anblick; welch ein Anblick aber, Gott vor meinen Augen verewigt zu ſehen, als — einen zornigen Fuhrmann!

Dazu muß man aus Homer, Pindar und allen Griechen wiſſen, daß in denen Zeiten, da ſich Mythologie erzeugte, und die Kunſt galt, ein Pferd, wie noch bei den Arabern und Aegyptern, ein ſehr würdiges Geſchöpf, und Pferdeverrichtungen ſehr edle Handthierungen waren — bei uns nicht mehr. Was ſagt mir alſo dies Bild Gottes? Nichts, oder etwas unwürdiges. — Der Künſtler brauche es alſo nicht.

Ueberhaupt weiß ich noch keinen Weg, um zwiſchen den höchſten Forderungen der Religion und der Kunſt mit einer Bildung Gottes, inſonderheit für ſich ſelbſt, mit Genugthuung meiner ſelbſt, durchzukommen. Die Religion zeigt mir den Vollkommenſten, den Allgenugſamen, den Geiſt: die Kunſt bildet Körper, Geiſter geben keine Figur, das Vollkommenſte hat kein Bild. Kloß wende nicht ein: * "Gott ſchreibe ſich ja ſelbſt Hände, „Hals, Füße, Naſe zu.„ Bekannt! aber jedes von dieſen theilweiſe, nichts mit dem andern zu-

* Epist. Homer. p. 98. Ipse Deus sibi manus tribuit, dorsum, nasum, pedes etc.

sammenhangend, daß es ein Ganzes bilden sollte, jedes Glied als ein sinnliches Bild Einer seiner Eigenschaften. Die ganze Anthropomorphie Gottes im alten Bunde ist also nicht bildend, sondern andeutend, symbolisch: und in weitem Verstande der Alten also, Allegorie. Dazu ist diese Allegorie nur poetisch: das sichtbare Bild wird von dem geistigen Glanze, den es bedeuten soll, verschlungen; es verschwindet mit dem Worte, und die Idee, die zurück bleibt, ist eine Eigenschaft der Gottheit.

Wann kann nun der Künstler die Beschreibung der Bibel für eine Erlaubniß halten, Gott nachzubilden? Wann er seine Bildung der Gottheit in jedem Gliede derselben auch so andeutend, so allegorisch machen kann, daß das Zeichen verschwindet, und nichts als der bezeichnete Begriff zurückbleibt — in keinem andern Falle sehe ich Erlaubniß. Kann ich Gott so zeichnen, daß mir bei seiner Hand der Allmächtige einfällt, der Welten wägt, und Erden anrühret, daß sie vergehen; außer dieser Bedeutung der Allmacht aber das Zeichen, die Hand selbst, nichts sey: kann ich Gottes Ohr und Auge blos als Sinnbilder seiner Allwissenheit darstellen, daß sie weiter keinen Eindruck lassen: Gottes Fuß nicht an sich, sondern als den, dessen Schemel der Erdball ist, nicht als den Theil eines menschlichen Körpers — kann ich so den Geist mahlen und bilden, daß der Körper nichts, als Sinnbild des Geistes,

und zwar des vollkommensten Geistes, ist! so kann ich ein Bildniß des Höchsten machen aus Autorität der Schrift.

Da dies nicht ist: so lasse ich ihr Beispiel weg, und vergleiche blos Forderung der Religion und Bedürfniß der Kunst — und siehe! fast überall Gegensatz. Gott der Unmeßliche — das Wesen der Kunst im Großen und Schönen sind Schranken. Gott der Ewige, und siehe einen erzeugten Körper. Gott der Allmächtige, der da will und es geschieht; die Kunst kann keine Macht ausdrücken ohne Ankündigung einer Bewegung. Gott der Wirksame; die Kunst kennt keine Wirksamkeit ohne Bewegung. Gott der Unwandelbare, und siehe! jeder Ausdruck der Kunst wandelbar und wegeilend! Wer kann ihn fassen? wer kann ihn bilden?

Der einzige würdige Ausdruck für ihn wäre die seligste, allgenugsame Ruhe; allein auch da erscheint er nur als der seligste, allgenugsame Mensch: und weil die menschliche Ruhe nur bei einer Feyer von transitiven Handlungen möglich ist; so ist auch alsdann bei der gebildeten Gottheit der Begriff von Unwirksamkeit beinahe unvermeidlich: der Begriff von Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit, Einwirkung wird in seinen Ausdruck der Ruhe verschlungen, das Bild ist kein Gott mehr. Raphaels schaffender Gott steht mit gesenktem Auge, mit zeigendem Finger:

Kann der bewundern, Er, der die Sterne gemacht hat!

Raphaels ewiger Vater steht wie ein grauer Greis: ist das der Gott, der da bleibet, wie er ist? Gott sehe z. E. auf die Erde herab: ist das der Allwissende, was siehet er ewig auf die Kugel herunter? Siehet er auch, was neben ihm ist? Gott wäge die Erde: sie hat ein Maaß gegen Gott, und muß dazu ein proportionirtes Maaß haben: was hat das Bild für einen Ball in der Hand, um damit zu spielen? — Nun setze man noch gar unwürdigere Vorstellungen: einen Einherfahrenden mit einem Brande in einer Hand auf einem Wagen — Blasphemien! „Wie wollet ihr mich bilden? und wem wollet ihr „mich vergleichen?„ spricht Jehovah.

„Christus als einen Apollo im Belvedere„ * eben als wenn Christus einen Python im Zorne getödtet — doch hierüber mag ein Klopstock in der vorangezognen Stelle, und ein Mann von der entgegengesetztesten Denkart, Webb, sprechen. Der vatikanische Apollo wenigstens scheint nicht dem Charakter des Erlösers, dem Hauptanblicke nach und in der Bestimmung seines Lebens, zu entsprechen, sonst — — Doch ich werde theologisch, da ich doch in der Schule eines poetischen und Kunst-Kritikus bin.

„Gott auf einem Donnerwagen fahrend!„ Von „christlichen Poeten erinnere ich mich keinen, der dies„ses Bild brauche, als Milton„ ** — Keinen von christlichen Dichtern? Ich erinnre mich bei allen christ-

* p. 111. 113. ** p. 120.

lichen Dichtern keines häufigern, gemeinern, bekanntern Bildes. Denn iſt Gleim, der Kriegsſänger, kein Chriſt?

Wer hat dich, Pandur,
In Angſt geſetzt, in Flucht gebracht,
Gott, der auf Wolken fuhr.

Iſt Kleiſt kein Chriſt? —

Groß iſt der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen,
Sein Wagen ſind die donnernde Gewölk',
Und Blitze ſein Geſpann;

und wie der prächtige Ton weiter das Bild mahlet.

Cramer kein Chriſt? —

Wenn nun dein Wagen, Gott der Götter,
Meſſias, donnert, und im Wetter
Dahin fährt — —

Ramler bei der Krippe Jeſu kein Chriſt? —

Jehovah fähret durch den Himmel
Und ſieht ſein ſeliges Geſchlecht
Wir ſehen Majeſtät! — —

Und ſo glaube ich, denn ich habe aus dem Gedächtniſſe geſchrieben, ſo Wieland, Bodmer und jeder chriſtliche Poet; ich kenne kein bekannteres Bild des donnernden Gottes. Nur Klopſtock, wenn ich mich recht erinnere, braucht dies Bild nicht: ſein Gott ſteigt herunter, den Meſſias zu richten: er rollt nicht auf einem Donnerwagen, er iſt ſelbſt zu erhaben, um zu donnern. Sein Seraph Eloa

ſchon kann tauſend Donner faſſen, und auch der ſteht nur auf einer Wolke. Ohne Zweifel ſchien Klopſtoken das Bild zu niedrig ſelbſt in der Poeſie, für den —

Der Welten geheim und ſtill dem Untergang zuwinkt —

9.

Die Frage wird weltlicher. * Können Dichter, die nicht über Sachen der Religion dichten, die Mythologie brauchen? Wer kann einen Mann ertragen, der die Mythologie nicht anders kennet, als daß es „Griechen und Römern ſo beliebt, ** Neptun „einen Gott des Meeres zu nennen,„ als daß es „den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaft ſo beliebt, *** „auch die Mythologie der Alten (ohne weitere Grün„de,) beizubehalten:„ als daß ſie "auf dem Irr„thum und dem Aberglauben † der Alten be„ruhe:„ als daß ſie "nichts als ein Nahmenregi„ſter, †† Schälle ohne Gedanken enthalte,„ als daß ſie ††† "ein bloßer Flitterſtaat mittelmäßiger „Köpfe ſey, um ihre Gedichte mit hundertmal ge„brauchten Gleichniſſen aufzuſtutzen:„ wer die Mythologie in Gedichten blos als ſo Etwas kennet, wie iſt

* Epist. Homer. p. 124 — 135.

** p. 124. *** p. 125.

† p. 125. †† p. 126.

††† p. 127.

iſt der eines Beſſern zu belehren? Man müßte von Anfange anfangen, daß von Homer bis zu Virgil noch etwas anders in dem Gebrauch ihrer Mythologie liege, als böſe Irrthümer und unchriſtlicher Aberglauben — nämlich ſehr poetiſche Ideen. Und ſo hätte man erſt eine Vorausſetzung!

Darauf wäre zu zeigen, daß von den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften die Mythologie noch etwa anderswoher habe können beibehalten werden, nicht als ein beliebiges Gutachten. Vielleicht nämlich der Sprache, der Kunſt, der Poeſie, und alter Einkleidungen der platoniſchen Weisheit wegen. Ob ſie ſie übel nachgeahmet: davon iſt die Rede nicht, ſondern ob ſie ſie nachahmen dürfen? Und wer weiß es da nicht, daß wir nothwendig mit der böſen irrigen Mythologie zugleich alles hätten verlieren müſſen: Sprache, Poeſie, Wiſſenſchaft, Kunſt der Alten — eine ſchwere Verbannung! Wir wollen den irrigen, aberglaubiſchen Ketzer dulden; denn mit ihm hätten wir, wie die Chriſten zu Julians des Abtrünnigen Zeiten, zu viel verloren! Das wäre die zweite Vorausſetzung.

Hieraus würde auch die erſtaunensvolle Frage beantwortet: warum dies böſe Ding, das doch blos auf dem Irrthum und Aberglauben der Alten beruhet, habe beibehalten werden können? eine Blindheit, die Jahrhunderte durch gedauret! Es wäre alſo unmaßgeblich zu zeigen: "daß die Mythologie in

„ihrem Gebrauche wohl etwas mehr, als Schall „ohne Sinn, Worte ohne Bedeutung, unnützer „Flitterstaat, Gottlosigkeit und Aberglauben gewe„sen sey und seyn könne.„ Wie tief muß eine solche Deduction anfangen! Und was hat unser christliches Taufwasser mit dem ganz andern Werke zu thun, in einer sehr bekannten, sehr Ideen- und Bilderreichen Sprache poetische Zwecke zu erreichen?

Wie aber, wenn Kloß * uns einen ganz neuen Ersatz der Mythologie gäbe? — Ehe wir sein neues Geschenk preisen, so lasset uns erst sehen, ob es der Annahme werth sey, und dann erst, ob es als Aequivalent gelten könne? "Was einige befürchten, „daß, wenn sie die alte Mythologie verlören, ihre „Verse kalt und matt werden dürften — die Furcht „ist vergebens. Liefert uns doch unsere heutige „Welt solch eine Menge neuer Gedanken und Bil„der, daß es einem glücklichen Kopfe nie an Zier„rath seiner Gedichte fehlen kann. Bedenke, wie „manches in der Naturlehre durch die Bemühung „der Menschen jetzt entwickelt ist, was vormals „entweder unbekannt, oder sehr dunkel seyn mußte. „Bemerke ferner, daß der Kreis der Erde in neue„ren Zeiten gleichsam erweitert sey, durch Entdek„kung der Länder, die vormals unbekannt waren, „und erwäge, welch eine Menge Zierrathen dem Poe„ten daraus erwachse, weit besser, als die Namen

* Epist. Homer. p. 126.

„einer Juno, Pluto, Cerberus, Rhadamanthus „und Charon.„ Rathgeben, ſagt Plato, iſt doch eine göttliche Sache; und gegebene Rathſchläge prüfen, dächte ich, noch eine göttlichere.

Ich ſetze voraus, daß hier die Frage nichts weniger, als Wortzierrath, dichteriſchen Schmuck betreffe, denn jeder Zierrath, der nicht aus der Sache ſelbſt entſpringet, der erſt geſucht werden muß, iſt Fehler; wir ſuchen alſo eine innere Bereicherung der Poeſie in ihrem Weſen ſtatt der Mythologie.

"Entdeckungen der Naturlehre!„ Allerdings! wenn ſie ſo bekannt, ſo fähig der poetiſchen Sprache, ſo reich an Bildern, ſo anſchaulich ſind — als die Mythologie; allerdings! So verſchwinde jene, wie Schatten gegen die Sonne, wie Fabel gegen die Wahrheit: und die Schöpfung eines Newtons, Nieuwetyts, Swammerdams, Buffons, Reaumurs, Tourneforts und Hallers trete an die Stelle des Fabelkrams eines Apollodors oder Natalis Comes. Aber zu welcher eigentlichen Function ſoll ſie dahin treten? Einzelner Gleichniſſe, Bilder halber? Mit Vergnügen erinnere ich mich zwar der ſeligen Augenblicke, die mir die tiefen Naturgleichniſſe eines Hallers, die unerwarteten Arzneigleichniſſe eines Witthofs, der faſt ganz aus dieſer Welt von Wiſſenſchaften gedichtet, die faſt immer ökonomiſchen Bilder eines Dyers

gebracht haben; aber mit Misvergnügen auch der unseligen Augenblicke, die mir die gelehrt seyn sollenden Gleichnisse eines Curtius u. a. erwecket. Blos als Gleichnisse betrachtet, sind die Offenbarungen der neuern Naturkunde lange nicht so des Lichts der Anschauung fähig, sind oft so schwer poetisch und ohne Kunstsprache auszudrücken: so oft über die Sphäre des common sense unsrer Zeit, für welchen doch Gedichte geschrieben werden müssen, erhoben: so oft für diesen ohne Commentar dunkel, und wer will über ein Gleichniß denn einen Commentar lesen? endlich weit seltner an die eigentlichen Gegenstände der poetischen Welt gränzend, um ein Drittes der Vergleichung zu haben, das beide nahe zusammenbringe — und das waren sie blos als Gleichnisse. Gleichnisse aber sind höchstens in Lehrgedichten das Wesen der Poesie: Gleichnisse aber sind gewiß nicht der wichtigste Gebrauch der Mythologie: Gleichnisse also machen hier keinen Gegensatz, nicht die Mythologie unnöthig, nicht die Naturlehre zur Mythologie.

Fabel, Dichtung, Handlungen, die bis zur Täuschung eindringen, sind das Wesen der Dichtkunst, und wie weit weniger kann hier die Naturlehre zutragen? Kann sie der Epopee und Heldenoper Maschinen schaffen, die mit der Individualität, mit der hohen und schönen Natur, mit der charakteristischen Bestandheit, mit der bekannten Anschaulichkeit, mit

der Täuſchungsgabe handeln können, als in Homer die Götter der Mythologie handeln — wohlan! ſo treten Gnomen und Sylphen, und Nymphen und Salamanders, die ganze Schöpfung des Theophraſtus Paracelſus und Cornelius Agrippa, die perſonificirte ganze Naturkunde in die Stelle mythologiſcher Weſen. Kann ſie dem Drama, der pindariſchen und horaziſchen Ode, der Fabel, der Erzählung, der Idylle ſo viele, ſo ſchöne und ſo reiche Dichtung ſchaffen, als die Mythologie der alten Dichter dieſer Gattungen ſchuf, ſo trete ſie auf. Hier laſſe ich meine Leſer mit aller Gemächlichkeit alle Dichter des Alterthums in allen Arten der Dichtkunſt, und in jeder ihrer glücklichen Fictionen aus dem Vorrathe der Mythologie — nachzählen: alle neuere Dichter, die aus dieſer Quelle, es ſey auf was Art es wolle, glücklich geſchöpft, bis auf unſern lieben warmen Wieland zu — alsdann überſchlage er, ob ihm das alles Naturkunde erſetzen könne, und thue den Ausſpruch. Meines Wiſſens giebt dieſe einzelne Begriffe, Kenntniſſe, Wiſſenſchaft; die Poeſie will Geſchichte, handlungsvolle Begebenheiten, täuſchende Fabeln — welche beide Ende!

Ich ſage nicht, daß nicht aus der Naturkunde unſre Dichtkunſt noch ſehr mit Wahrheiten und Bildern bereichert werden könne, daß aus dieſen Wahrheiten und Bildern von einem poetiſchen Kopfe nicht ſo glückliche Fictionen geſchaffen werden müßten, als

ein Fontenelle über die Wirbel des Des-Cartes wizzige Einfälle dichten konnte — aber daß diese mögliche Ausbeute dem unzählbaren Reichthume mythologischer Dichtungen und Geschichten und Fabeln je gleichkommen, daß sie denselben völlig überflüßig machen könnte, das leugne ich völlig! Aus der Mythologie eben lerne man, die Naturkunde dichterisch zu bilden, nicht aber aus der Naturkunde die Mythologie zu verbannen.

Zweitens: "neuere Entdeckungen neuer Länder „und Welten!„ und was haben uns diese für die Dichtkunst entdecken lassen, das der Mythologie gleich gölte? Bäume und Pflanzen? So viel ein indianischer Plinius, ein Rumph, eine Merian u. a. die Welt des Kräuterkenners, und den Begriff der Schöpfung Gottes erweitern: so viel Vergnügen und Nutzen man in einem malabarischen Garten finde; so doch das wenigste zum Gebrauche der wahren Dichtung. Die Namen der neuen Kräuter sind unpoetisch; ihre Gestalt und Unterschied nicht durchgängig bekannt, nur der Zeichner, nicht der Wortmahler, kann sie anschauend sinnlich machen. Zudem sind solche brockesche Mahlereien ja nicht Hauptzwecke der Dichtkunst, und was z. E. der Verfasser des Zuckerrohrs poetisches in sein Poem gebracht, ist dem mindsten Theile nach aus der Pflanze selbst gepreßt; es ist Ausschweifung.

So Gegenden? Ausserordentlich wilde Gegen-

den, Wüſten, Gebirge, Waſſerfälle ſind rührend, aber nur ſo fern ſie bekannte Ideen wecken, die uns ſchon beiwohnen. Ich würde Niagarens Waſſerfall in Creuz nicht ſo fühlen, wenn ich nicht ſchon rauſchende Waſſerfälle kennete, und hier blos meine Begriffe ſteigen dürfte. Schlechthin neue Beſchreibungen gewähren alſo dieſe Entdeckungen kaum: denn ob der alte Grieche und Römer die Waſſerfälle des Nils, den Euripus, den Olympus, die Scylla und Charybdis mir über hiſtoriſche Wahrheit erhoben, iſt nicht die Frage, nur ob er ſie mir täuſchend gedichtet? und von ihm alſo lerne man auch die neuerlich bekannten Gegenden, Grainger ſeinen amerikaniſchen Platzregen, und andre ihre feurigen Luftmeteore dichten; (denn nach hiſtoriſchen Bildern ſuche ich in Reiſebeſchreibungen) und fänden da die meiſten ſolcher Scenendichtungen in den Alten, nur nach Beſchaffenheit ihres Landes, nicht ſchon Vorbilder? Wie feierlich ward aus dem Aetnä die Werkſtatt der Cyklopen, aus der Gegend bei Pozzuolo der Acheron, aus den theſſaliſchen Gegenden die Berge der Muſen, aus den Inſeln des Möris die elyſäiſchen Felder, u. ſ. w. In Landgemählden mögen wir alſo neu ſeyn, im Geiſte des poetiſchen Landmahlens, in Dichtungen darüber müſſen wir von den Alten lernen. Dazu iſt ihre Mythologie: ich ſehe ſie alſo nicht entbehrlich, ich ſehe nicht einmal, recht genommen, einen Gegenſatz.

„Vielleicht also neue Thier- und Menschen-„Gattungen?„ Gut! aber in die Naturgeschichte gehören diese besser, als in die Poesie; und wenn auch für diese, als Gegenstände, Bildergleichnisse — was trifft dieses die Mythologie zum Gegensatze? Eine Fabel, eine poetische Dichtungslehre ist ja kein Bildersaal griechischer Thiere, Menschen, Pflanzen, Gegenden — beide heben sich noch nicht auf; vielmehr kann die Mythologie Muster bleiben, in dieser neuern Thierwelt zu dichten.

Soll es Gegensatz werden, so muß die neuentdeckte Welt uns, statt der griechischen, eine Gallerie solcher und besserer Fabeln, Geschichte, Dichtungen, liefern. Die hottentottische Götterlehre, Kunstbegriffe, Historien, Gedankenenkleidungen müssen an die Stelle der griechischen treten. Der Pachakamai der Peruaner wird Zevs, der Chemiin der Caraiben wird der große Pan, und der Areskoui der Huronen der schöne Apollo. Statt der schönen Genien der Griechen wollen wir die Hondatkonsonas der Iroquoisen, und statt der edlen, poetischreichen und schönen Fabelverrichtungen der alten homerischen Götter, ihrer Einwirkung in die Welt, und ihrer Thaten unter den Menschen wollen wir Fratzengeschichte der africanischen Negern — welch ein Tausch! Und Tausch soll doch seyn? die neuentdeckte Welt soll uns doch das reichlich und überreichlich geben können, was uns die elende griechische

Mythologie giebt? Und was giebt diese für die Poesie anders, als Dichtungen, Geschichte, Fabeln, in die poetische Composition gelegt werden, uns zu täuschen, zu vergnügen.

Drittens endlich: "Allegorien.* „Tugenden „und Laster, diese und andere Gemüthsaffecte, „wenn ihnen der Dichter Körper beileget, so finden „theils auf allen Münzen und Edelsteinen, theils in „Gedichten welche finden, die er bequem gebrauchen „kann;" und nun gehts in ein Register.

"Bequem gebrauchen kann? Klotz beliebe zu sagen, in welcher Gedichtart? In Epopöen? Mit können da Mes-Dames "Pudicitia, Fertilitas, Fides, Securitas, Copia, Justitia, Veritas, Voluptas, Ira, Discordia, Impudentia, Invidia, u. s. w. das ausrichten, was Homers Götter und Göttinnen wirken. Es sind Larven allgemeiner Begriffe, denen persönliche Bestandheit, individuelle Bezeichnung, historischer Charakter fehlt, bei denen man jeden Tritt aus dem Namen voraus sieht, die aus einem Worte, wie jene Prophetinnen aus hohlem Bauche, sprechen, Wortgespenster. Sie geben kein persönliches Interesse, keine individuelle Handlung, keine einzelne Charakterprobe: sie rühren nicht, sie täuschen nicht: sie zerspringen, wie Wasserblasen.

The earth hath bubbles, as the water has,
And these are of them. Whither are them vanished?

* Epist. Homer. p. 127. 128. etc.

Also in Idyllen, Fabeln, Erzählungen, überall, wo es auf vorgestellte Fiction ankommt? Kaum! und eine lange allegorische Dichtung, ein allegorischer Traum macht mir, wenn er nicht außerordentlich kurz ist, Kopfschmerzen.* Wenn Allegorie Wahrheit einkleiden soll, damit sie mehr einnehme, und stärkern Eindruck mache, so muß sie dieselbe nicht verdecken, und den Augen wegstehlen. Das Frappante, das Außerordentliche im ersten Anblicke der Entwickelung gefällt, und läßt dauerhafte Spuren in der Seele; wird mir aber seitenlang die Mühe des Entwickelns zum ordentlichen Geschäfte gemacht; soll ich nicht die Frucht hinter den Blättern unvermuthet erhaschen, sondern zum Tagwerke Blätter klauben, eine ganze Fiction hindurch die allegorischen Masken entkleiden, und bei jedem Zugen entkleiden; warum ließ mich, da es hier blos auf Wahrheit und Mühe ankommt, der Dichter die Wahrheit nicht nakt sehen? ohne Mühe der Entkleidung? ohne langes Gesuch?

Nichts bleibt übrig, als kleine Gedichte, oder Einfälle in Gedichten: Bilder, Gleichnisse! Epigramme, Lieder, Oden — „Bilder und Gleichnisse?„ wohl! und die alte Mythologie ist voll schöner Allegorien! Epigramme! Ein Epigramm ist ein Bon-Mot in der Dichtkunst, es gefalle durch

* Ich führe nur an den Rambler, eine Schrift voll Menschenkenntniß, und voll schläfriger Allegorien.

ſeinen Stachel, oder ſeine außerordentliche Simplicität. Aber Lieder? Oden? Selten können lange durchaus allegoriſche Lieder und Oden gefallen! Ich danke es Uzen, daß er mir ſeinen ſchönen Morpheus als einen Traumgott, nicht als ein allegoriſches Geſpenſt der Träume, vorſtellt. Ich danke es den Dichtern der Freude und des Amors, daß ſie dieſem Gotte, dieſer Göttinn nicht, als Geſpenſtern eines abſtrakten Begriffes zu gut, allegoriſiren, ſondern lieber einem Gotte der Liebe, einer Göttinn der Freude zu Ehren ſingen. Jenes wird ein trockner Eichenkranz von ſymboliſchen Prädicaten, dies eine Reihe von Empfindungen, die einem ſolchen gedichteten Weſen überhaupt gezienen — ein merklicher Unterſchied!

Wenn Hagedorn der Freude ſinget, bleibet er freilich nicht mit jedem Zuge der Allegorie treu, und wollte es auch nicht bleiben. Seine Freude iſt ihm eine Göttinn, der das Vergnügen gefällt, nicht ein allegoriſches Gerippe derſelben. Er kann ſich alſo denken, daß ſein Lied "dieſelbe vergrößere, „daß ſie das Glück der Welt, die Kraft der Seele, „das halbe Leben ſey; daß ſie die Vernunft erheitere, u. ſ. w.„ Prädikate, die der Freude überhaupt zukommen, nicht aber dem perſonificirten Begriffe derſelben, der Freudengöttinn, der Hagedorn frohe Empfindungen opfert, nicht dem allegoriſchen Wortgemählde — —

Ramler hat sein Lied in ein solches Gemählde verändern wollen. Er löschte die Striche aus, die bei der allegorischen Figur nicht Statt fanden; er that neue hinzu, die sie sichtbarer machten. Er gab der Freude Kinder, er machte sie selbst zum Kinde des Himmels, er verwandelte die Kenner, personneller, in Dichter der Freude; er machte lieber eine lange Parenthese, ehe er diese mit einer andern allegorischen Person, dem Glücke, hätte vermischen lassen; er gebot ihr die Gesellschaft unvernünftiger Bacchanten zu fliehen; — kurz! er blieb, in jedem Zuge, dem Bilde einer allegorischen Person treu. Hat er das Lied verbessert? Als ein allegorisches Poem, freilich; aber, als ein Gesang der Empfindungen, der Freudengöttinn gesungen, ohne dieselbe ins Stamm- und Wapenbuch zu mahlen? — kaum! alle, wie mich dünkt, haben Ramlern getadelt, und keiner den Grund berührt, der ihn verführt habe, und ein Ramler wird nie ohne Grund irren. Will ich ein allegorisches Lehrlied auf die Freude; so wähle ich Ramlern — will ich einen Freudengesang, der Freudengöttinn gesungen, so Hagedorn!

Nur gar zu sehr ist Ramler ein Freund solcher Allegorien, und zerstört dadurch oft die Harmonie des Liedes. Gefühl ist der Ton der Lieder, und nicht eine Charakteristik allegorischer Wesen, die, wenn sie einmal ein todtes Symbol mitten in die Reihe lyrischer Empfindungen hineinstößt, alles,

wie Eis, erkältet. Hagedorn singt im Tone des sanftesten Abendsvergnügens seinen Morpheus, die Wünsche, das Verlangen seines Herzens: Ramler nimmt eine ägyptische Kohle, und reißt eine Hieroglyphe daraus. Die schwarze Hieroglyphe aber schreckt das Chor aller Abendfreuden aus einander: — —

Gott der Träume, Kind der Nacht,
Das mit Mohn in Händen
Gaukelnde Gestalten macht — —

Genug! schön zu einer Devise auf ein Bild des Schlafes, nicht zum lyrischen Gesange, nicht zu einem Hagedornschen Liede.

Sollte, in Gedichten der Liebe, Amor nichts, als die personificirte Liebe, das Abstractum dieses Begriffes in allegorische Gestalt eingekleidet seyn — arme Dichter der Liebe! das Reich eurer Phantasie ist verwüstet. Nicht mehr der mythologie Amor mit allen seinen Geschichtchen; eine metaphysische Maske ist euer Gesang. Alsdann z. E. sind die Jacobischen Tändeleien von Einem Amor, von diesem und jenem Amor, vom Amor, der Lerchen fängt, der jetzt verschwindet; jetzt uns eine Stunde Friede läßt, jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipassiren gefunden wird; jetzt, wie ein fliegendes Jucken in der Haut wiederkommt; fade.

II.

Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

I.

Der Verfaſſer Homeriſcher Briefe bietet mir ſeine Hand dar, * mich von der Bildſäule des griechiſchen, zur Statue des römiſchen Homers zu führen, und mir denſelben in aller Größe und Liebenswürdigkeit zu zeigen. Daß dieß ſein Zweck ſey, bezeuget der lange Eingang ** von Klagen, daß man die Alten nicht recht leſe, treibe; ſie alſo auch nicht ſo lieben könne, als — als Kloß uns vermuthlich an Virgil zeigen will.

Dazu aber dünkt mich das Kloßiſche Thema wohl nicht das gewählteſte. Noch ſo genau ausgeführt, kann es uns Virgil, als einen ſchamhaften, keuſchen, züchtigen Dichter, vorſtellen, es kann ihn uns, als einen moraliſch reinen Geſellſchafter, empfehlen; ob aber deßwegen als einen unterhaltenden, liebenswürdigen Geſellſchafter? ob, als einen vortrefflichen

* De verecundia Virgilii. v. Klotz. opuse. var. argum. p. 242. etc.

** p. 242. — 244.

Poeten, deſſen Genie begeiſtern, deſſen poetiſche Kunſt lehren könne? Das ſehe ich, im Thema, nicht unmittelbar, enthalten. Auch das ſelbſt iſt ein unpoetiſcher Gebrauch Virgils, wenn ich in ihm darauf ausgehe, Zucht und Keuſchheit aufzuſuchen; nicht ſein Genie, ſeine Kunſt, ſeine poetiſche Ader. Statt die Schönheiten, die entzückenden Schönheiten ſeiner Muſe, zu betrachten, iſts wohl eine würdigere Ocularinſpection, ob Virgils Muſe — auch eine reine, keuſche Jungfer ſey?

Um aller keuſchen Muſen und Grazien willen! will ich der Schamloſigkeit der Dichter nicht das Wort reden, und die Schamhaftigkeit der Schriftſteller überhaupt herunterſetzen. Ich wünſche, daß der Geiſt der feinern Lebensart, oder warum darf ich nicht ſagen? des züchtigen Chriſtenthums, ſich auch in Schriften zeige, und daß man minder die Ehrfurcht verläugne, die man der Würde des Publikums ſchuldig iſt — ein Name, der den Meß-Schriftſtellern unſrer Zeit beinahe ſo fremde, utopiſch und lächerlich geworden, als er den Griechen, inſonderheit die für Athen, für die Welt und Nachwelt ſchrieben, ehrwürdig war. Der moraliſche Geiſt, mit welchem unſer Jahrhundert durchdrungen ſeyn könnte, ſollte uns einen moraliſchen Verderb, den unſre Schrift ſtiften könne, wichtiger und gewiſſenhafter machen, als zehn poetiſche Schönheiten. Dies gilt auch, und noch mehr von Poeten;

dann ihr Gift ist süßer, fließt leichter ein, wirkt länger und stärker.

Auch will ich das nicht gesagt haben, daß man in Bildung der Jugend über die moralischen Beschaffenheiten eines Dichters völlig hinweg, und nur die poetischen Schönheiten ansehen solle: daß ein Virgil und Catull gleich gute Autoren der Jugend seyn, und die Priapea etwa die goldenen Sprüche Pythagoras abwechseln könnten. Vor wem soll man mehr Ehrfurcht haben, als vor einer unverdorbnen Jugendseele! Unter einer Menge beobachtender Jünglinge ist man vor den Schranken des schärfsten Publikums.

Dies alles an seinen Ort gestellt, ist hier die Frage: ob man bei Dichtern, als Dichtern, vorzüglich auf Bemerkung ihrer Scham und Reinigkeit ausgehen? ob der poetische Kunstrichter zuerst ein Zuchtrichter seyn solle? Und das, glaube ich, soll er, vermöge poetischer Zwecke, und des poetischen Gefühls halben, nicht.

Ich will nicht sagen, daß ich die Sorgfalt der Dichter für Ehrbarkeit und Zucht etwa verspotten, oder geringschätzig machen wollte; sie bleibt schätzbar und nachahmenswürdig. Aber auf sie, als auf Hauptaugenmerk ausgehen, kann keine poetische Leser desselben bilden, zeigt keinen poetischen Leser desselben an, verrückt vielmehr die Sphäre eines blos poetischen Lesens völlig. Fromm mag sie seyn, aber

auch

auch nichts weiter; ich will das Auge meines Jünglings nicht verwöhnen, bei Dichtern dergestalt einen Kundschafter der Ehrbarkeit abzugeben, sonst wird er kein poetischer Jüngling. Ein tugendhafter Jüngling aber? Recht gut! "Die Tugend, sagt „der Landpriester von Wakefield, die immer und „immer eine Schildwache nöthig hat, ist kaum der „Schildwache werth!„ — —

2.

Jener fragte: was ist Wahrheit? und ich werde wohl sehr weitläuftig, was Schaamhaftigkeit sey? fragen müssen, da Klotz nicht etwa über die persönliche Schaamhaftigkeit Virgils allein, sondern auch und insonderheit über die Schaamhaftigkeit, die in seinen Gedichten herrscht, spricht, und mit Allgemeinsätzen auf so viel andre schamhafte und schamlose Griechen und Römer bein zieht, daß mir über das weite Thema angst und bange wird. Man erlaube mir also, mich zum Voraus mit der Frage zu wapnen: "worinn die Schaamhaftigkeit überhaupt beste„he? wie sich einzeln äußere?„

In keiner Aeußerung ist die Schaam wohl menschlicher und in unserm Wesen inniger, als wenn sie ein Schleier wird, die Neigungen der Liebe zu bedecken. Rousseau mag untersuchen, wann der Mensch aus einem vierfüßigen Thiere ein aufrechtgehender

Mensch geworden; seitdem er ein aufrechtgehender Mensch ist, so scheint dem Triebe der Liebe ein anderer Trieb zum Gesellschafter gegeben zu seyn, der heißt Schaam; insonderheit beim schwächern Geschlechte. Selbst an Thieren will man etwas Aehnliches mit ihm bemerkt haben; wo aber auch nicht, so ist doch selbst bei menschlichen Thieren, den Wilden, die natürlichste Handlung des Geschlechts nicht ohne diese Hülle; und man könnte vielleicht Wahrscheinlichkeiten angeben, warum sie ohne sie nicht seyn durfte? Vielleicht ist bei Menschen der erste Trieb weniger Instinkt, weniger Naturzug, als bei Thieren; daß er also durch den Reiz eines Triumphs, durch kleine zu übersteigende Schwierigkeiten, durch die begleitende Schaam verstärkt werden mußte. Vielleicht war, insonderheit beim schwächern Geschlechte, dieser Schleier nöthig, weil in ihm, wie im Schleier der Venus bei Homer, die Liebe, der Reiz und das Verlangen wohneten, weil er ein Band seyn sollte, Jupiter so an den Willen der Juno zu knüpfen, als Juno sonst, wenn es auf Gewalt ankam, an der güldnen Kette Jupiters hieng: vielleicht würde ohne diesen Vorhang wiederum der Trieb des andern Geschlechts, so wie die übrigen, nicht in den Schranken des Bedürfnisses bleiben, und dann, mehr, als alle übrigen, das Menschengeschlecht zu Grunde richten. — Vielleicht sey Viel-

leicht: die Folge selbst ist gewiß: die Natur gab aus weisen Ursachen der Göttinn Genetyllis ei- Vorgängerinn:

— — die wohlbewachte Schaam,
Die jüngste der Charitinnen.

Worte eines Weltweisen (dergleichen wir jetzt nicht so gar viele haben,) dünken mich hierüber so neugesagt, und doch so altmenschlich empfunden, daß meine Leser ihn gern statt meiner hören werden. *

„Die Schaamhaftigkeit ist ein Geheimniß der Natur, „sowohl einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr „unbändig ist, und, indem sie den Ruf der Natur „vor sich hat, sich immer mit guten sittlichen Eigen„schaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich aus„schweift. Sie ist demnach als ein Supplement der „Grundsätze höchst nöthig; denn es giebt keinen „Fall, da die Neigung so leicht zum Sophisten „wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier. „Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimniß„vollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nö„thigsten Zwecke der Natur zu ziehen: damit die gar „zu gemeine Bekanntschaft mit demselben nicht Ek„kel, oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse, „in Ansehung der Endabsichten eines Triebes, wor„auf die feinsten und lebhaftesten Neigungen der „menschlichen Natur gepfropft sind. Diese Eigen-

* Kants Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. p. 61 — 65.

„schaft ist dem schönen Geschlechte vorzüglich eigen,
„und ihm sehr anständig. Es ist auch eine plumpe
„und verächtliche Ungezogenheit, durch die Art pö-
„belhafter Scherze, welche man Zoten nennet, die
„zärtliche Sittsamkeit desselben in Verlegenheit oder
„Unwillen zu setzen. Weil indessen, man mag nun
„um das Geheimniß so weit herumgehen, als man
„immer will, die Geschlechterneigung doch allen übri-
„gen Reizen endlich zum Grunde liegt, und ein
„Frauenzimmer immer, als ein Frauenzimmer, der
„angenehme Gegenstand einer wohlgesitteten Unter-
„haltung ist, so möchte daraus vielleicht zu erklären
„seyn, warum sonst artige Mannspersonen sich bis-
„weilen die Freiheit nehmen, durch den kleinen
„Muthwillen ihrer Scherze einige feine Anspielun-
„gen durchscheinen zu lassen, welche machen, daß
„man sie lose oder schalkhaft nennet, und wo,
„indem sie weder durch ausspähende Blicke beleidi-
„gen, noch die Achtung zu verletzen gedenken, glau-
„ben, berechtigt zu seyn, die Person, die es mit
„unwilliger und spröder Miene aufnimmt, eine
„Ehrbarkeitspedantinn zu nennen. Ich füh-
„re dieses nur an, weil es gemeiniglich als ein et-
„was kühner Zug vom schönen Umgange angesehen
„wird, auch in der That von jeher viel Witz ist
„darauf verschwendet worden; was aber das Ur-
„theil nach moralischer Strenge anlangt, so gehöret
„das nicht hieher, da ich in der Empfindung des

„Schönen nur die Erscheinungen zu beobachten und „zu erläutern habe.„

Ich finde die Beobachtungen meines Philosophen so genau und unterscheidend, daß ich sie auf der Bahn meines Zweckes, als ein würdiges Vorbild, nachzuahmen und zu erreichen wünsche. — Es giebt sich also die Frage: wie fern und worinn die Schamhaftigkeit eines Schriftstellers sich äussern solle?

Kloß antwortet für seinen epischen Poeten: darinn, daß der Inhalt seines Gedichts sorgfältig ausgewählt, daß, wenn in demselben Dinge vorkommen, die, nackt gesagt, das Ohr beleidigen, er der Schamhaftigkeit seiner Leser schone, daß er das κακοφατον, das ist: Ausdrücke, die zweideutig scheinen können, vermeide. — Kloß fängt zum Unglück am unrechten Ende vom κακοφατον an. *

Das κακοφατον, ist, nach Quintilians Beschreibung, ** si mala consuetudine in obscoenum intellectum sermo detortus est: und nun sage man, wie es ein Kennzeichen der wahren Schamhaftigkeit eines Volks? wie es die erste Probe von der Schamhaftigkeit eines Schriftstellers, eines Poeten seyn könne? Ein Volk, das in den Gränzen der wahren Schamhaftigkeit bleibt, wird sich nicht einfallen lassen, diesen und jenen Ausdruck auf einen obscönen

* p. 254.

** Institut. orator. VIII. 3.

Sinn, mit den Haaren herbei zu reißen, es wird nicht aus Worten, quae longissime ab obscoenitate absunt, occasionem turpitudinis rapere, es wird nichts vom κακοφατον wissen. So z. E. die bibliſchen Dichter in ihren Zeiten der unſchuldigen Einfalt: ſo die alten Griechen; ſo, nach den Beiſpielen eben des Quintilians, die alten Römer. Ihr Salluſtius dachte daran nicht, daß eine ſpätere üppige Zeit ſein ductare exercitus und patrare bellum obſcön verſtehen würde: er ſagte es sancte et religiose: er begieng alſo ein κακοφατον. Wer war nun ehrbarer, der es begieng, ohne daß ers wollte, oder der es zuerſt zum κακοφατον machte, der die Bedeutung deſſelben obſcön verdrehete? Ohne Bedenken, der leßte! und eben das Volk, der Schriftſteller iſt der ehrbarſte, der von keinem κακοφατον weiß — gerade das Widerſpiel, als was Kloß behauptet.

Wie gutherzig iſt nun die Bewunderung unſers Schriftſtellers, der hinter allen Proben, die Quintilian von dem verderbten Witze ſeiner Zeit, Lüderlichkeiten zu finden, ſelbſt nicht ohne Widerwillen, giebt, ausruft: "Tantum in Romanis verecun„diae studium! tam diligenter castis auribus pe„percerunt!„ — Scilicet! Als wenn deswegen die franzöſiſche Nation und Sprache die züchtigſte Matrone wäre, weil ſie einen Ueberfluß ſolcher Anſtändigkeiten hat, daß, wenn nicht jeder Ausdruck ſehr

ſorgfältig, und nach der neueſten Modebedeutung gewählt würde, der ehrbarſte, ernſthafteſte Menſch jeden Augenblick in die Verlegenheit kömmt, eine Geſellſchaft Zweideutigkeitenkrämer lachen zu machen! Als wenn ſich dieſe Sprache an Zucht und Ehrbarkeit ſo hoch heraufgeſchwungen, daß jetzt ein junger Witzling nach der Mode keinen ihrer alten Schriftſteller mehr, ohne Lächeln und Verlachen, ohne hundert anſtößige und niedrige Ausdrücke zu finden, leſen kann! O die züchtige Nation! die züchtige Sprache! Tantum fuit in Gallis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus peperce-runt! wird einſt ein künftiger Klotz des neunzehnten Jahrhunderts ſagen können.

Ich will den Unterſchied ins Licht ſetzen. Zur Zeit einer einfältigen Unſchuld hat jede Sache, die genannt werden ſoll, einen Namen, und das iſt ihr Name. Darf die Sache nicht genannt werden: gut! ſo wird von ſelbſt der Name auch nicht genannt werden; muß jene, warum nicht auch dieſer? Michaelis, dieſer Philolog von ſehr richtigem Gefühle, hat Stellen aus Morgenländern angeführt, aus denen ihre Freiheit in Liebesausdrücken erhellet; er hat aber nicht den Urtheilsſpruch über ſie gefället, daß ſie deswegen Leute ohne Ehrbarkeit und Scham wären: denn bei ihnen waren einmal ſolche Redarten, Gleichniſſe, Worte, inſonderheit in der Sprache des Affekts, des Zorns, der Eiferſucht, nichts

Schändliches. Schlimm genug! wird man ſagen; meinetwegen! ſchlimm genug! aber wenn eine ſolche freie Offenheit keinen weitern Nutzen hätte, ſo wäre es der, daß neben ihr keine feine Zweideutigkeiten in der Sprache ſtatt fänden. Wie ſollte ein Volk ſchmeichelnde Feinde, verlarvte Freunde, liſtige Diebe brauchen, das ſich aus einem Raube, aus Gewaltthätigkeit nichts machet? und wie ſollte eine Sprache ein geheimes feines κακοφατον ſorgfältig zu verhüten haben, da es kein offenbares κακοφατον hat, da es in den Schranken ſeiner Naturbedürfniſſe jedes nennet, was es nennen muß; und nichts weiter nennen will? Wer wird mehr verſtehen wollen, als was der andre ſagt, er hätte ja, wenn dieſer mehr hätte ſagen wollen, es gerade aus geſagt!

Es verſteht ſich, daß ein ſolcher Zeitpunkt der offnen Naturſprache Freiheiten haben müſſe, die eine ſpätere Zeit "Unanſtändigkeiten„ nennen kann. Sie nenne ſie ſo; nur ſie nenne ſie nicht ſo in ältern unverhohlnern Zeiten, wo man von der Regelnſcham des Dekorum noch nicht ſo viel wußte. Ich bleibe bei einem mißbrauchten Beiſpiele meines Autors. Er vergleicht Homer und Virgil in Anſehung des Anſtändigen; und wie anders, als daß er für dieſen ſprechen mußte.*

Ihm gefällt in Homer der Liebesantrag nicht, den Paris an ſeine Helena thut; und mir, wenn

* p. 264.

ich eine Ilias schreiben sollte, mißfällt die Stelle so wenig, daß ich dem Griechen die unschuldige Einfalt seiner Zeit beneide. Als ein feiger Flüchtling ist Paris dem Zweikampf entronnen, unrühmlich ward er unsichtbar: seine Beschützerinn Venus mußte ihn den Händen seines streitbaren Gegners, Menelaus, entnehmen. Nicht genug! sie muß ihm für seine Stunde der feigen Angst im Zweigefechte sogleich auch eine Stunde der Erholung in den Armen der Helena schenken: Helena muß sich zu einer so ungelegnen Zeit zu einer Schäferstunde mit dem bequemen, der sie ihrem rechtmäßigen Gemahl entwandt, und jetzt der Tapferkeit desselben nicht hatte Stand halten können, den sie in Absicht auf männliche Streitbarkeit verachten mußte. Ein solcher macht ihr jetzt den Liebesantrag — wie charakteristisch! wie mahlend! * — Der wollüstige Ehebrecher steht uns vor Augen, der Menelaus sein schönes Weib entweuhen, der aus dem Zweikampfe unrühmlich fliehen, der sogleich wieder in den Armen der Helena seinen Ort suchen konnte — das ist Paris! Wir lassen den weichlichen Diener der Venus in den Armen der geraubten Gattinn, und kehren mit Verachtung seiner zu der Armee zurück,

* Daß ich nicht der Erste bin, der das in Homer findet, mag Maximus Tyrius zeigen, der in seiner zweiten Rede von der sokratischen Liebe die Liebesepisoden in Homer genau und charaktermäßig classificirt.

wo man ihn ſucht, und nicht findet! wo Menelaus wohl nicht glaubt, daß er da ſey, wo er iſt. Homer ſchließt ſeinen Geſang.

Hierinn, was von Homer zu ſeiner Zeit auf eine ſo ſimple unſchuldige Art erzählet iſt, finde ich keine Spur von Anſtößigem, Unehrbarem, Schamloſem: nichts, was die Ehrbarkeit ſeiner Zuhörer verletzt, und die Wangen ſeiner epiſchen Muſe mit Schamröthe färben darf: nichts, als einen ſehr charakteriſirenden Zug des Paris.

Laſſet aber die Zeiten ſich ändern: es fange das ganz andre Ding zu wirken an, was wir Ehrbarkeit, Anſtand nennen, ohne doch eben Tugend darunter zu verſtehen: Dinge, die man auch ohne Nekerei und Zoten ſagen wollte, wird man oft nicht nennen wollen, nicht nennen dörfen, und endlich nicht zu nennen wiſſen. Durch einen allgemeinen Beſchluß der Ehrbarkeit wurden ſolche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache geworfen; nicht aber darum auch die Sachen ſelbſt für unzüchtig erklärt, nicht darum die Begierde weggeſchaffet, ſolche namenloſe Sachen um ſo lieber nennen, und da man ſie nicht nennen darf, artig andeuten zu wollen. Das iſt der Urſprung galanter Zweideutigkeiten! Zween, drei Ausdrücke wurden aus der Sprache des Anſtandes weggebannet, und dem Pöbel überlaſſen; zwanzig Umſchreibungen aber, fünfzig verblümte Redarten, und hundert Zweideutigkeiten,

wobei nur der feine Kopf etwas merkt, dagegen eingenommen, und das hieß gesittete, übliche, züchtige Sprache des Jahrhunderts. Züchtig! meinetwegen! so züchtig, daß Crebillonsche Romane alle mögliche Unzüchtigkeiten, mit aller feinen Zucht, vortragen, mit allen lüsternen Täuschungen, durch die, wie durch einen leichten Flor, die üppigen Reize blos durchschimmern, uns alle Scenen und Akte der Unehrbarkeit sehr ehrbar mahlen können. Ueblich? allerdings so üblich, daß wer, die neueste Verdrehung dieses oder des Ausdrucks, das Unglück hat, nicht zu verstehen, nach allen Gesetzen des Ueblichen, nach der neuesten Bedeutung des artigen Wörterbuchs, in Gefahr geräth, der ernsthafteste Zotenreißer zu werden. Gesittet? so gesittet, daß man mit dem Sittsamen der artigen Welt alle Sitten der Tugend beschämen, alle Musen und Gratien der wahren Sittsamkeit erröthend machen kann! Das sind die artigen Früchte des löblichen κακοφατον! Tantum fuit in Romanis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt!

Quintilian selbst redet, in der angezogenen Stelle, gegen die Sucht, κακοφατα zu finden, offenbar. Er nennet sie ein Verdrehen, ein Verderben der Rede: er setzt, wenn die üppigen Römer seiner Zeit, das was ein alter Schriftsteller sancte et religiose gesagt hatte, auf einen unehrbaren Sinn zogen, sein spottendes si diis placet! dazu: er wirft

die Schuld auf die Leſenden ſolcher Art, daß ſie die Rede verdürben, mißbrauchten; daß bei ſolcher ſchamloſen Schamhaftigkeit endlich kein ehrbares Wort mehr ehrbar ſeyn werde: er hält es für ein verderbtes Zeitalter, dem er blos aus Noth nachgeben müſſe, "quatenus verba honeſta moribus perdidimus „et evincentibus vitiis cedendum eſt.„

3.

Von Worten fange ich die Ehrbarkeit nicht an, ſondern von Gedanken; und von welchen?

Zuerſt: womit iſt die Schamhaftigkeit natürlicher geſellet, als mit den Neigungen der Liebe? Der Liebe ward ſie von der Natur, als Schweſter, als Geſellinn, als Aufſeherinn, mitgegeben, an deren Hand ſie auch die Wirkungen, die Macht, die Reize derſelben ſo ſehr befördert. Nichts ziert die Liebesgöttinn ſo ſehr, als die Farbe der Unſchuld, ſanfte Schamröthe, die in ſich geſchmiegete Miene der beſcheidenen Einfalt. Wenn alſo unter allen Tugenden Eine das Anrecht hätte, in der Allegorie als ein Frauenzimmer vorgeſtellt zu werden: ſo iſt die Schamhaftigkeit dazu die Erſte. Sie iſt der Reiz der Liebe, und die Tugend des Geſchlechts, das die Natur zum liebenswürdigen Theile der Menſchheit beſtimmte: ſie alſo eine weibliche Tugend. Ein Weib ohne Zucht, ſagt das arabiſche Sprichwort, iſt eine Speiſe ohne Salz: und noch füglich

cher könnte dies Sprüchwort von der Liebe selbst gelten. Eine Liebe ohne Schaam ist nicht Liebe mehr: sie ist Ekel.

Wenn dies in der Natur, bei einer so nothwendigen, und für das menschliche Geschlecht unentbehrlichen Neigung, statt findet: wie weit mehr in Worten! in Worten an die Welt und Nachwelt! in Worten, zum Vergnügen! Alle Empfindungen des Vergnügens zerfließen bei einem schamlosen Bilde; sie verwandeln sich in Eckel! Homer, in seiner Beschreibung der zweiten Brautnacht * zwischen Jupiter und Juno, mag alle Annehmlichkeiten, die sich vor Augen legen lassen, zeigen: die hohe Gestalt, den Schmuck, die Pracht der Königinn des Himmels: alle Gratien und Reize im Gürtel der Venus; alle Empfindungen der Liebe und des Verlangens im Herzen Jupiters — aber nun? decke sie die himmlische Wolke! Da liegt sie in den Armen des höchsten Gottes, und unter ihnen blühen Kräuter und Blumen aus dem Schooße der Erde hervor; das himmlische Paar selbst aber umschattete die goldene Wolke, daß selbst die allsehende Sonne sie nicht erblicke! — So dichtet Homer; und ich sehe keinen Weg, weiter zu dichten, als die artigen Zweideutigkeiten, von denen er nichts weiß.

Zunächst äußert sich die Naturempfindung, von der ich rede, in Nennung der verborgenen Theile

* Iliad. Ξ. v. 346.

unſres Körpers, die unſre Sprache, zum Theile, ſchon mit dem Nahmen der Tugend ſelbſt bezeichnet. Ich ſage: zunächſt; aber abſteigend zunächſt; denn es iſt unſtreitig, daß dieſe Gattung von Schamhaftigkeit nicht ſchon allein von der Natur, ſondern auch von der Politeſſe, Geſetze erhält. In einem Wörterbuche, in einer Naturlehre mag dieſes und jenes Wort recht gelegentlich und ſchamlos ſtehen; nur aber nicht ſo gelegentlich in offenbarer Rede, in Schriften, wo es nicht hin gehören muß, in Werken des Vergnügens und der Geſellſchaft. Seitdem Kleider die Hüllen der Schönheit und Häßlichkeit geworden: ſeitdem haben auch einige Namen, gleichſam verdeckt, ſelten werden müſſen; und, mit der Zeit, ſind ſie gar unſichtbar geworden. Mit dem Unterſchiede, daß, wo ſie unſichtbar ſeyn konnten, weil ſie nicht genannt werden durften, da war ihr Verſchwinden eine Folge einer Naturempfindung; wo ſie aber genannt werden müſſen, und doch nicht genannt werden durften; da war ihre Unehrbarkeit eine geſellſchaftliche Verabredung, ein Vertrag der höchſten Politeſſe.

Noch offenbarer ſind andre Verabredungen, die immer heißen könnten, wie ſie wollten, nur Naturempfindungen der Schamhaftigkeit ſollten ſie eigentlich nicht heißen. Dies ſind alle Beleidigungen des geſellſchaftlichen Wohlſtandes, wo man eine Art von Verweis befürchtet, oder ſich ſelbſt giebt. Ein

Kind hält ſeine Kleider ſchmutzig, ſeine Strümpfe nachläßig, ſeine Haare unordentlich. "Schäme dich!„ iſt der allgemeine Zuruf der Mutter; und das Kind, inſonderheit das Mädchen, lernt ſich im Ernſte ſchämen. Es lernt, ſich ſchämen, und mußte es lernen: denn, als Naturempfindung, lag ſolche Schaam nicht in ihm. Sie lernte ſie blos aus dem Worte: von da ſtieg ſie ins Ohr, in die Seele, und zur Geſellſchaft auch auf die Wangen: mit dem Worte ward endlich auch der Begriff, mit dem Begriffe die Empfindung ſelbſt geläufig. An ſich immer ein geſellſchaftlich nothwendiger Begriff, eine geſellſchaftlich vortreffliche Empfindung; nur nenne man ſie immer lieber ein erworbnes Gefühl des geſelligen Anſtandes; oder ſoll ſie ja Schaam heißen, ſo mag man ſie, als eine geſellſchaftlich formirte Schaamempfindung, betrachten, mit dem Gefühle in uns, ſo wie es aus den Händen der Natur kam, eigentlich nicht einerlei.

Unſer Sprachgebrauch, und, was noch ärger iſt, unſre gemeine Erziehung verwechſelt ſie: man lernt, ſich von Jugend auf über eine widrige Wahl der Kleidungsfarben, über unmodiſche Stücke des Anputzes, über mißrathene Komplimente ſchämen, bis zur Röthe ſchämen, ſich ſchämen, als ob uns die Steine auszulachen ſchienen; aber wie lange hat man ſchon die Kunſt in die Stelle der Natur geſetzt, und menſchliche Verabredungen zu Naturtrieben erhoben?

Wie lange aber, frage ich weiter, hat es nicht auch halbkluge Spötter gegeben, die, da sie Etwas in solchen Sachen menschlich verabredet, gesellschaftlich eingerichtet fanden, endlich alles im Menschen für menschlich verabredet, für willkürlich eingepflanzet hielten. Sie bestürmten also auch die heiligen Gesetze der Natur: sie entweiheten also auch den Altar der liebenswürdigsten Tugend, Schamhaftigkeit: ja sie, die frechsten Cyniker, und der Pöbel der Epikuräer baueten endlich der Unverschämtheit selbst Altäre. Wenn die Vermischung des Angenommenen mit dem Natürlichen in dieser Empfindung so weit abführen kann: ich dächte, so könnte doch der Philosoph frei unterscheiden dürfen, und das Gesetz des Aristoteles anwenden: den Jünglingen macht Schaamhaftigkeit Ehre, den lehrenden Alten aber Schande. Ich fahre also fort.

Die künstliche gesellschaftliche Schaamhaftigkeit kann sich verschieden äußern: in der Sorgfalt, seinen Körper zu produciren: "Reinlichkeit, Anstand, „u. s. w.„ in hundert Gebärden, Worten, Stellungen, Thaten, die, als artig, als schön, verabredet sind: da wollen wir sie "Anständigkeiten, Artigkeiten„ nennen: genug! sie sind gesellschaftlich gebildet. Die Empfindung darüber stieg nicht aus dem Herzen auf die Wangen, sondern erst aus eingepflanzten Begriffen ins Herz hinein: sie richtet sich also nach diesen eingepflanzten Begriffen. Da

sie

ſie von der Kunſt, man nenne dieſe Erziehung, oder Lebensart, oder Stuffe der Cultur oder Geſchmack, ſich zu betragen, oder Politeſſe, oder Galanterie, oder, wie man wolle — Ich ſage, da ſie von der Kunſt einer Geſellſchaft Geſetze empfängt, ſo hat ſie ſich auch immer nach der Beſchaffenheit, nach dem Tone der Geſellſchaft, nach Zeitalter, Nation, u. ſ. w. geſtimmet. Sie iſt ein Kind der Mode, und alſo veränderlich, wie der Geiſt ihrer Mutter. Jetzt wird ſie in dieſer Kleidertracht, in dieſem Ausdrucke, in dieſer Stellung beſchämt, in welcher ſie kurz vorher nicht beſchämt ward, und bald hernach nicht mehr beſchämt ſeyn wird. Wer ſich in ſolchen Sachen mit Anſtändigkeiten brüſten kann, wird ſich auch über ſolche Unanſtändigkeiten beſchämen laſſen. Die Scham iſt hier ein Geſchöpf des Wahns der Menſchen, und muß ſich alſo durchaus nach ihrem Schöpfer richten.

Ich habe nur noch eine Unterſcheidung nöthig. Wie dieſe geſellſchaftlich formirte Scham nicht eigentlich ein Geſchöpf der Natur iſt; ſo iſt ſie auch nicht nothwendig mit Tugend einerlei: ſie iſt von der moraliſchen Scham völlig verſchieden. Als jener Spötter vom Parterre herauf rief: "An dieſen „Damen iſt nichts ſo keuſch, als die Ohren!„ ſo mag man ihn immer unverſchämt, ſündigend gegen die Geſetze des geſellſchaftlichen Anſtandes haben erkennen können: ſo unwahr, ſo gerade gegen moraliſche Schamhaftigkeit redete er eben nicht. Wenn

man ihn gefragt hätte: wie? Unverschämter! muß denn an einer Dame das Ohr nicht keusch seyn? und das der Anständigkeit wegen! So hätte er erwiedern dürfen: und, eben der Anständigkeit wegen, darf da an eben derselben Dame wohl nothwendig Alles so keusch seyn, als das Ohr? — Nicht, als wenn es nicht seyn könnte, sondern seyn müßte: als wenn die bürgerliche, schon die moralische Schamhaftigkeit wäre, und das ist sie nicht! Die moralische Schamhaftigkeit vor einem Laster, als Laster, ist ganz etwas anders!

Oft scheinen sie sich nahe zu kommen; aber oft zu nahe, so, daß die eine die andere unnöthig zu machen glaubt. Da die politische Tugend oft als der Schein der wahren Tugend gilt: so läßt man sich oft mit dem Scheine begnügen, und natürlich, daß man alsdann um so mehr auf den Schein erpicht seyn wird, je weniger man das Wesen hat. Wer mit gefärbtem Glase, wie mit Edelgesteinen, prangen darf, wird diese um so mehr aufputzen, sie um so mehr zur Schau stellen, und wehe dem! der alsdann nicht auch gefärbtes Glas hat. Je weniger man vielleicht eine Tugend inne hat, desto mehr wird man sich vielleicht im Kanzleistyle dieser Tugend üben: je unzüchtiger man denkt, desto mehr vielleicht die Keuschheit seines Ohrs schonen, desto ekler, desto wähliger und üppiger in der Wortwürde werden; desto eher nach Zweideutigkeiten haschen.

Wer dieſe am beſten kennet, wer dieſe in einer Geſellſchaft zuerſt, und vielleicht einzig und allein, aufmerkt, und darüber anſtändig erröthet, und artig darüber in Unwillen geräth — artig, freilich artig und anſtändig iſt dieſer ſchamhafte Unwille, ob aber auch deswegen wirklich und nothwendig, eine Schamröthe der unwiſſenden Unſchuld, der unwilligen Tugend? Nicht nothwendig!

Ich habe blos den Unterſchied der Begriffe, zwiſchen Naturempfindung, geſellſchaftlicher und moraliſcher Scham entwickelt; und verhülle, wie Sokrates, da er von der Liebe dithyrambiſirte, mein Geſicht, um keiner von dreien zu nahe zu treten. Nur eben aus Verehrung, will ich die Naturempfindung nicht mit Coquetterie, und die ſchönſte der Tugenden nicht mit ihrer Nachäfferinn der unzüchtigen Ehrbarkeitspedantinn verwechſelt haben. Vielleicht ſind Leſer, die auch die Erſte von dreien für einen Geſellſchaftstrieb halten, denen widerſpreche ich nicht; ſie iſt aber alsdann wenigſtens ein Zögling der menſchlichen, nicht blos bürgerlichen, nicht blos artigen Geſellſchaft: ſie iſt näher unſrer Natur; und das nur habe ich ſagen wollen.

4.

Wie? wenn wir nun jetzt, da wir dieſe Göttinnen der Schamhaftigkeit einigermaßen von Geſichte, oder nach ihren Hüllen wenigſtens haben unterſchei-

den gelernet, uns nach ihnen unter verschiednen Völkern, in verschiedenen Zeitaltern, umsehen würden: wie sie da erschienen? — Mich dünkt, ohne Voraussetzungen hierüber läßt sich kaum von der Schamhaftigkeit eines fremden Volks, einer abgestorbnen Zeit, oder gar fremder Völker, abgestorbner Zeiten reden; noch weniger lassen sie sich vergleichen, noch weniger aus einer fremden Schamzeit beurtheilen. — Ich wage mich also an einen historischen und geographischen Blick über Zeiten und Völker — nicht aber an eine Geographie der Zucht, oder an eine Schamhistorie aller Zeiten.

Wenn bei einem Weibe die wohlbewachte Scham die Führerinn ihrer Tugenden ist, wie Diana bei Virgil ihrer Dreaden: wenn, nach der weiblichen Moral, Scham und Zucht vorzüglich Tugend heisset, und bei manchen auch beinahe die Stelle aller übrigen Tugenden vertritt: so wird man diese Empfindung auch eigentlich da wirken sehen, wo in den Neigungen der Liebe das zarte Geschlecht mit uns einerlei Gewicht in die Schale legt, um den Ton der Liebe zu bestimmen. Dies ist in den despotischen Morgenländern, wo die Weiberharems Verhältnisse von Sclavinnen sind, nicht. Hier ist nur der Schleier und das Schlpß das Siegel der Schamhaftigkeit: nur die schwarzen Verschnittenen die eigentlichen Zuchtmeister und Zuchtbewahrer: nur die Mauer des Serails die Grenze der Keuschheit.

Da mit dieſer Extremität, ſo gut der Keuſchheit, als der Unkeuſchheit, ihre Sphäre zu wirken benommen wird: da der Schleier und das Schloß nur die Gemüther der Weiber um ſo mehr erhitzen, ſo muß natürlich auch die Scham, je mehr ſie äußerlich bewacht wird, um ſo mehr vor dem entfliehen, der ſie bewachen ließ, und ſo kann es kommen, daß oft das ſchamhafte Geſchlecht, das ſchamloſe heißen könnte. Da es, vermöge ſeiner Natur, zuerſt, und am ſtärkſten, und am längſten die Neigungen der Liebe fühlt: was wird aus ihm, wenn man dieſen Begierden die Decke, die Hülle wegnimmt, die ihnen die wohlthätige Natur gab?

Doch ich ſage nur ſo viel. In einem Publikum, wo das Frauenzimmer nicht mit zum Publikum gehört: da kann auch ihre weibliche Sittlichkeit keine Einflüſſe in den Ton des Lebens äußern, da wird nur der männliche Charakter die Denkart des Ganzen bezeichnen. Und da nun die Schamhaftigkeit, ich ſage damit eben nicht, die innere Zucht, vorzüglich eine weibliche Tugend ſeyn ſollte, um vielleicht, (doch was geht mich dies Vielleicht an?) ſo wird man ſich in einer bloßen Mannsgeſellſchaft eine gewiſſe Offenheit nicht verübeln, die immer Unbeſcheidenheit hieße, wenn beide Geſchlechter in gleichem Maaße ihre Stimme zum Tone des Ganzen geben. Die Gränzen des züchtigen Anſtandes werden etwas weiter hinaus gerückt, die Schamhaftig-

keit wird nicht mehr, als ein wahrhaftes männliches Bescheidenseyn, seyn dürfen, und also auch keine Grazie der Weiblichkeit seyn wollen. Das ist der erste Unterschied, der sich ereignen kann.

Ein englischer Weltweiser erklärt hierüber, ob er gleich eigentlich nur von der eigentlich gesellschaftlichen, bürgerlichen Schaam redet, meine Gedanken: "Unter den Alten, sagt Hume,* ward der Charak„ter des schönen Geschlechts für durchhin häuslich ge„halten: sie wurden nicht als ein Theil der policirten „Welt, oder der guten Gesellschaft, gehalten. Dies „vielleicht ist die wahre Ursache, warum die Alten „uns kein einziges Stück der Plaisanterie hinterlas„sen, das vortreflich wäre, u. s. w.„ Ich nehme hier seine Worte noch allgemeiner, als daß sie für, oder gegen die Galanterie entscheiden sollten; sie sollen nur für die Schamhaftigkeit entscheiden.

Nicht alle Climata und Nationen setzten also selbst den Vorstellungen und Ausdrücken der Liebe einerlei Schranken. Die hitzigen Morgenländer, die in ihren Gesetzen fast eine Belohnung auf den setzen, der in den ersten Zeiten der Wildheit ein einsames Frauenzimmer ehrbar gelassen, waren auch in Bildern dieser Art beinahe unbändig. Je mehr sie ihre Schönheiten verschloßen und überschleierten: desto unerröthender, Werke und Glieder der Liebe, in-

* Essays and Treatises of several Subjects. Vol. 1. Essi XVII. p. 292.

ſonderheit in der Sprache der Leidenſchaft, der Eiferſucht, des ſtrafenden Zornes zu nennen. Man nenne ihre Freiheiten aber nicht Freiheiten der Natur, ſondern, einer entarteten Natur, eines deſpotiſch-orientaliſchen Weiberumganges. Michaelis hat bei den Morgenländern dies nicht blos angezeigt,* ſondern auch zum Theile erklärt. Er war zu ſehr Kenner der orientaliſchen Natur, als daß er ſie blos chriſtlich hätte verdammen, oder artig und wohlanſtändig darüber verunglimpfen ſollen: er entwickelte den Grund ihrer Licenz.

Bei den Römern findet ſich, nur auf eine andere Weiſe, eine Unterdrückung dieſer Sittlichkeit, die ich aus ihrem, von jeher rohen, Charakter erkläre: aus dem Kriegeriſchen, das ihnen zur Natur ward, aus der männlichen Härte, die eine ſo zarte Empfindung leicht etwas erſticken konnte. In den meiſten ihrer Dichter, und faſt auch ihrer Schriftſteller überhaupt, herrſcht eine ſolche männliche Schamloſigkeit: wo wollte ich mir aber aufgeben, alle Proben davon aus ihrem Lucrez, Plautus, Horaz, Ovid, Petron, Juvenal, Martial, Catull, Tibull, Properz, u. ſ. w. zu ſammeln, und ein wahres Feſt der Priapeen anzuſtellen. Hume mag alſo für mich reden: ** the ſcurrility of the ancients, in many instances, is quite sho-

* Lowth de sacra Poesi Hebraeor. Prael. VIII. p. 135.

** Essays Vol. I. on the Rise of Arts and Sciences, p. 181. etc.

king, and exceeds all belief. Their vanity too is often not a little offensive; as well as the common licentiousness and immodesty of their style. *Quicunque impudicus, adulter, ganeo, manu, ventre, PENE, bona patria laceraverat*, says Sallust in one of the gravest and most moral passages of this history. *Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli Caussa* is an expression of Horace in tracing the origine of moral good and evil, u. ſ. w. Mit ſolchen Beiſpielen fährt der Philoſoph fort, zu zeigen, daß die Römer oft unſchamhaft geweſen, auch wo ſie nicht ſchamlos, nicht unkeuſch ſeyn wollten: und eben ſolche Beiſpiele müſſen die Horizonthöhe einer römiſchen Sittſamkeit beſtimmen, wenn man nicht blos in die Welt hinein tadeln, oder loben will.

Auch hier hielten die Griechen eine gewiſſe ſchöne Mitte zwiſchen Morgenländern und Römern. Die aſiatiſche Hitze, in etwas abgekühlt durch die europäiſche Mäßigkeit, beſtimmte eben den mittlern Ton einer warmen Liebe, einer ſanften Wolluſt, welcher Materien dieſer Art bei ihnen durchgängig zu charakteriſiren ſcheint. Vielleicht hat keine Sprache der Welt ein ſo ſüßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine Menge ſo einfältig unſchuldiger Liebesgemählde, kein Zeitpunkt der Politur vielleicht die Urbanität auf den ſimpeln und feinen Weltgenuß zurück geführt, als der ἀστεισμος der Griechen. Die

Liebesſchilderungen ihrer Poeten, die Menſchheitsgeſetze ihrer beſten Philoſophen, die hiſtoriſchen Gemählde ihrer Lebensart in den beſten Zeiten, ſind ſo ſehr in den Schranken der ſchönen, unſchuldig einfältigen Natur, als ſie von unſrer heutigen Galanterie, und Politeſſe, und Hofartigkeit entfernt ſeyn mögen. Ich wünſche dem Schriftſteller* griechiſches Gefühl, der über die Schamhaftigkeit Homers ſchreiben will: ſo wie ichs einem andern, ſonſt feinen und ſchätzbaren Kenner** gewünſcht hätte, da er von den Sitten griechiſcher Dichter zu ſchreiben unternahm.

Ich weiß, daß ich in Beiſpielen dieſer Art nicht blos die galanten Herren, ſondern auch manche fromme Ehrbarkeitspedanten unſrer Zeit gegen mich haben werde, die mit dem ehrbaren Schriftſteller, über den ich ſchreibe, oft genug ausrufen dürften: ***, atque etiam fateor, ipse, mihi non omnino probari hunc locum, quem reliquae epici carminis maiestati detrahere puto (der gewöhnliche Lieblingstadel unſers Verfaſſers) aber vielleicht auch, daß die Kenner der Griechen inſonderheit in ihren poetiſchen Zeiten auf meiner Seite ſeyn dürften: atque etiam fateor contra, mihi, tanquam Graeco, & Graece sentienti, omnino probari hunc locum, quem

* Harles de verecundia Homer. libell. promissus.

** Ueber die Sitten der griechiſchen Dichter, Th. I.

*** p. 264. de verecund. Virgil.

molli Graecorum de venustate iudicio optime respondere puto. Und in der That, wenn die feine joniſche Wohlluſt nicht dem poetiſchen Geiſte der Griechen Charakter gegeben hätte: wie viel ſchöne Kinder der Poeſie von Homer und Anakreon, und Sappho an, bis auf Theokrit und Moſchus zu, würden Embryonen der idealiſchen Wohlluſt geblieben ſeyn! Und wer, nach dem Kloſterzwange unſrer Zeit, eine beurtheilen, uns eine rauben will, der raube uns lieber die Mutter mit allen Kindern! alle üppigen Bilder griechiſcher Wohlluſt! — Das iſt ein würdiger, züchtiger, ſchamhafter Kunſtrichter unſrer Zeit.

Der zweite Punkt griechiſcher Freiheit betrifft das Nackende ihrer Bilder, und ſo auch ihrer Ausdrücke des Nackenden in der Sprache. Wer kennet hier nicht die griechiſche Freiheit? allein, wer ſie kennet, wird er ſie verdammen? Einem Lehrer der Kunſt müſſen Worte erlaubt ſeyn, die keinem andern, und einem Griechen, die keinem Deutſchen erlaubt ſind. Nicht nur, daß die herrlichſten Denkmale der Kunſt vor ihren Augen nackend, blos ſtanden, und ihre Kunſt überhaupt mehr das ſchöne Nackte, als das züchtig Verhüllte liebte: auch in der Natur ſelbſt bildete ſich hier eine Art von eigener nationalgriechiſcher Schamhaftigkeit des Auges, die niemanden fremde dünken kann, als wer unter ihnen noch kein Grieche geworden. Nackte Ringer,

nackte Kämpfer, nackte olympiſche Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte Feſte, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunſt ſollte einpreſſende Kloſterlumpen dulden? Ihre beſten Schriftſteller ſollten eine Nonnenehrbarkeit ſich einander eingeſtehen, die das Auge des ganzen Griechenlandes, und die Zunge der Aelteſten, Ehrwürdigſten und Feinſten des Publikums ſich nicht eingeſtand? die ſich ſelbſt die Philoſophen in ihren Sittenſtunden nicht eingeſtanden? In einem Punkte, wo es ſo ſehr auf Gewohnheit der Augen ankommt, ſollte man, denke ich, eben dieſe Augengewohnheit doch wohl bei einem Volke zu Rathe ziehen, das ſich in ihr ſo ſehr auszeichnet. Noch jetzt iſt das Gefühl der Italiäner über dieſen Punkt, von dem Gefühle nördlicher Europäer, ſehr verſchieden: und ſie ſind doch, dem einen Theile nach, ſelbſt ja nördliche Europäer: und ſie ſind doch, dem andern Theile nach, noch keine Griechen an Natur: und ſie wohnen doch nur unter zertrümmerten Reſten griechiſcher Kunſt: und ſie haben doch eine Religion, die ſo ſehr die Verhüllung liebet: und ſie ſind ſchon in einer Lebensart, die vom bürgerlichen Wohlſtande, und der Politeſſe gebildet worden — Wie? und die Griechen, zum Gefühle der Wohlluſt gebohren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offnen Natur erwachſen, zur Luſt und Freude bei ihren Spielen eingeweihet, und noch nicht zum Skla-

vischen Puppenwohlstande verdammt, sie sollten nicht eine eigene Sittlichkeit des Nackenden haben dürfen? sie wollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnentrachten ihre Zeit schildern? sie sollen sich nicht der Jugend der Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dürfen, von unsern züchtigen Verhüllungen frei zu seyn? sie sollen verschleierte persianische Figuren, Chineserschönheiten mit verhüllten Fingerspitzen werden? und ihre Dichter eine Briseis mit schönen Knieen, eine Spartanerinn mit schönen Hüften, eine Venus Anadyomene, einen Bacchus mit schönem Bauche, einen Bathyllus, wie ihn Anakreon sehen will:

Ἁπαλων δ' ὑπερθε μηρων,
Μηρων το πυρ εχοντων,
Αφελη ποιησον αιδω
Παφιην θελουσαν ηδη.

nicht unschuldig züchtig nennen dürfen, da ganz Griechenland sie so siehet. So wenig ich diese Freiheiten zum Privilegium unsrer Zeit, statt einer uralten deutschen Bescheidenheit, haben will; so wenig will ichs den Griechen, in der Morgenröthe ihrer Sittlichkeit, angestritten haben. Ich will vielmehr mit der Unschuld, mit der Plato seinen Greisen erlaubt, die Spiele der muntern Jugend anzusehen, aus meinem greisen Zeitalter hinaustreten, und die Freuden griechischer Jugend, und die Natursprache griechischer Dichter, und nackte Schöne der griechischen

Kunſt, und die Philoſophie der Liebe bei einem Sokrates ſo betrachten, als wenn ich mich ſelbſt in die muntere Unſchuld dieſer Weltjugend zurückſetzte, und zu einem griechiſchen Gefühle zurück verjünget würde — dann kann ich Griechen leſen.

Ein dritter Punkt griechiſcher Freiheit kann eigentlich nicht Schamhaftigkeit heißen, er betrift den Anſtand der Reinigkeit, der Zierde, der Würde; und wer kennet da nicht die Taubenreinheit der Griechen? Mich freuets, wie ernſthaft mein Autor über den Unterſchied der Wortwürde zwiſchen οὐδος und κοπρος, zwiſchen κοπρος und κοπις diſputirt: * wie offenherzig er eine Stelle Homers mit ſeinem Kopfſchütteln begleitet: me offendit fere, ut libere sententiam dicam, haec imago — wie er bei ſolcher Kleinigkeit Gelegenheit nimmt, auch der Erneſtiſchen Ausgabe Homers einen Liebesſtreich zu verſetzen, daß ſie das οὐδος, das dem derben Ajax um Mund und Naſe fliegt, und den κοπρος, in welchem ſich Priamus wälzet, nicht in ein artiges quidni potius per *pulverem?* verdollmetſchet und verhöflichet hat. Mich freuet die würdige Diſpüte, und ich empfehle nächſtens den Unterſchied zwiſchen οὐδος und κοπρος einem bündigen Concilio κοπρωνυμῳ, ut libere sententiam dicat.

Was gälte es aber, wenn wir auch einen ehrlichen Scythen mit dahin ſchickten, der ſich ſchon ein-

* p. 269. 270.

mal mit Solon über eine ſolche Kothmaterie beſprochen, der ſich nicht genug wundern konnte, da er die wettringenden Jünglinge ſich im Staube wälzen ſah, der über dieſen mit ſolchem böſen Ueberguſſe gypſirten Figuren ſeltſame Augen macht, immer wieder darauf zurückkommt, und ſich endlich von dem griechiſchen Geſetzgeber ſchwer, ſchwer dieſe Kothübungen erklären läßt. Es iſt der Anacharſis des Lucians. Dieſer gute Kahlkopf mag lehren, daß die öftern freien Leibesübungen der alten Griechen von Jugend auf, auf Erde, Staub und Koth ihnen einen ſolchen Anblick des Ajax oder Priamus, den ihnen Homer vorlegt, wohl nicht ſo eckel gemacht haben dörften, als uns, die wir auf Pflaſter und Polſter treten. — —

Von der eigentlichen Anſtändigkeit unſrer Zeit, von der Hofpoliteſſe unſers Wohlſtandes haben die Griechen mit allem ihrem ασειμος an der Hand der attiſchen Venus nichts gewußt; ganz nichts gewußt. "Schade genug für ſie!„ Immerhin Schade! nur noch mehr Schade um den ehrbaren Tadel unſrer Kunſtrichter, die etwas in Griechenland ſuchen, worauf kein Grieche Anſpruch machen will, und das nicht zu ſchätzen wiſſen, was ſich an freiem edlen Gefühle unter den Griechen findet! O daß eine Muſe, eine der Charitinnen ſelbſt, aus Griechenland auflebte, um uns ihre Lieblingsfreundinn, die

griechiſche Schamhaftigkeit, zu zeigen, nur daß dieſe keine Kloſter- oder Hofpuppe ſey!

Ich darf nicht weiter: denn ich habe nur den Unterſchied, der zwiſchen Nationen und Zeiten ſeyn könne, anzeigen, und es merklich machen wollen, daß wer über die Schamhaftigkeit griechiſcher und römiſcher Autoren urtheilen wolle, aus einem Nationalgefühle derſelben urtheilen müſſe.

5.

Um die Schamhaftigkeit Virgils zu beweiſen: hat unſer Autor da gewußt, was er beweiſen ſoll? und hat er, was er zu beweiſen ſcheint, bewieſen? Virgils Schamhaftigkeit kann zweierlei bedeuten: die Züchtigkeit ſeines perſönlichen Charakters, oder ſeine Ehrbarkeit als Schriftſteller. Beide ſind ganz verſchiedne Sachen; Kloß hat ſie nicht unterſchieden.

Er beweiſet nicht recht die Schamhaftigkeit Virgils als Schriftſteller: denn wodurch beweiſet er ſie? Durch das κακοφατον? Wie! er wagt, das κακοφατον eines Römers, eines antikſprechenden Dichters, eines gräciſirenden epiſchen Dichters kennen, aufzählen, beurtheilen zu wollen? Wer weiß es nicht, daß die feinſten Zweideutigkeiten blos auf dem ſchlüpfrigen Witze einiger Zeitgenoſſen, auf dem wandelbaren Eigenſinne eines üppigen Sprachgebrauchs, oder Sprachmißbrauchs beruhen? Wer weiß nicht, daß es am wenigſten zum κακοφατον gehöre, wie ein

Wort ausgeſprochen werde (quomodo veteres *pronunciarint* verba *) ſondern wie dieſe und jene Geſellſchaft, dieſer und der Wortmäckler ſie verſtanden, oder mißverſtanden? (mala consuetudine in obscoenum intellectum detorserint) Wer weiß nicht, daß eben ein archaiſirender Schriftſteller, wofür Virgil bekannt iſt, am erſten Gefahr läuft, den Neulingen der Sprache obſcön zu werden? daß ein epiſcher Dichter, inſonderheit der dem Genie einer fremden hohen Sprache nacheifert, der erſte ſey, unſchuldige κακοφατον zu machen? Wer weiß nicht, daß ein epiſcher Dichter immer lieber einen hohen alten ſtarken Ausdruck sancte et religiose ſetzen, als für die Ohren einiger Zuchtkrämer auslaſſen wird? Und wer weiß nicht, daß nach der Auslegung des Servius, und nach der Tortur, die Celſus dem Virgiliſchen

incipiunt agitata tumescere

anthun konnte, kein Dichter vielleicht unſchuldiger Weiſe für die Witzlinge jüngerer Römer mehr κακοφατα gemacht haben kann, als eben Virgil? Und wenn ſolche Stellen nicht vor Mißdeutungen ſicher geblieben, welche wärens denn? Und welch ein unwürdiger Begriff, einen epiſchen Dichter zuerſt und vornehmlich zu ſolchem Ehrbarkeitspedanten zu machen? Und wie vergeblich, jetzt in Virgil Proben des

* p. 255.

des καλοφατον, oder des vermiedenen καλοφατον auffinden zu wollen?

Oder ſoll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß man ihn gegen die Auslegungen eines Servius rettet? * So hat man ihn längſt, und wir werden ſehen, wie fern, gerettet.

Oder ſoll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß er die Umarmung der Dido nicht mahlen wollen? ** Und wer wird ſie mahlen wollen? Hat denn Homer ſeine Umarmung der Helena gemahlet?

Bei Homer iſt blos das Charakteriſtiſche im Antrage des Paris der Zweck der Muſe; wenn der Antrag und zwar zu der Zeit, in der Situation wegfällt; ſo falle die ganze Stelle weg: ſo braucht die Muſe dieſen Schritt nicht. Bei Virgilen iſts die Umarmung ſeines Paares ſelbſt, die in das Weſen des Gedichts verflochten iſt: dieſe Schäferſtunde, dieſer Eingang in die Höhle iſt ein Hauptknoten ſeiner Epopee:

> Ille dies primus leti, primusque malorum
> Caussa fuit.

Wer iſt nun ſchamhafter, der eine ſolche Sache, nur beiläufig, nur ihrem Antrage nach, nur als Charakterzug, mitnahm; oder der ſie in das Weſen ſei-

* p. 256.

** p. 261 — 263.

ner Epopee mit einknüpfte, der von ihr so viel abhangen läßt, der auf sie, als auf eine Haupthandlung, unser Auge richtet? — Jenes thut Homer; dies Virgil — wessen Muse verdient eher ein non probo?

Ueberdem ists unpassend, die junonische Liebesscene in Homer mit der didonischen auch nur von weitem in Vergleich zu setzen; * sie sind so wenig zu paralleliſiren, als Götter und Menschen überhaupt. So in Homer, als in Virgil, haben die Götter ihr eigenes Etiquette: und beiden setze man also Götter in Vergleichung, oder nichts. Da stehe also gegen den Homerischen Jupiter und Juno **, ein Virgilianischer Vulkan und Venus ***, und wer mahlet schamhafter, der Grieche oder der Römer? Der Grieche, der, uns bei den schönen Vorbereitungen zu ergötzen, seine Kunst anleget; oder der Römer, der sein Werk darauf setzet, um die erregten Empfindungen selbst auszumahlen? Der Grieche, der mit seiner poetischen Schilderung von Pracht und Schönheit der Juno, mit seiner schönen allegorischen Dichtung vom Gürtel der Venus, unser Auge stiehlt; oder der Römer, der es recht eigentlich auf die Liebesumarmung selbst richtet? Der

* p. 264.

** Iliad. Ξ, 292. etc.

*** Aeneid. VIII, 387. etc.

Grieche, bei dem wir die edle Bildung der Juno in einer ganz unschuldigen Gelegenheit antreffen, da sie sich schmückt: oder der Römer, der uns die schneeweißen Venusarme nur alsdann zeigt, wann sie sich um Vulcan schlingen, wann sie ihm den elektrischen Funken der Liebe durch Leib und Seele jagen? Der Grieche, der uns die himmlische Königinn in ihrem Brautgemache, nur bei verschlossenen Thüren, entkleidet, sie nur badend, salbend, zierend zeigt, und das Uebrige unter den Gürtel der Venus verhüllet, der sie auf Ida um Nichts so lange, so angelegentlich besorgt seyn läßt, als um Verborgenheit, um nicht gesehen zu werden: beschämt zeigt sie Zevs dem ringsum offnen Ida: schamhaft bezeuget sie, wie, wenn sie von andern belauschet würden, sie keinem Gotte unter die Augen würde treten können: züchtig schlägt sie ihm sein Ehebette, seine Schlafkammer vor: sie läßt sich nicht anders, als durch die dickste goldene Wolke sicher machen: der Römer überhebt seine Venus aller dieser Besorglichkeiten: ungestört fängt sie ihr Liebesspiel selbst an. Bei Homer muß Juno in einer ganz andern Absicht den Ida vorbeiziehen, ganz, wie es scheint, ohne Absicht ihm das Herz entwenden, sich anhalten, und durch ein außerordentliches Verlangen ihres Ehegemahls, durch das offne Liebesbekenntniß, daß diese Schäferstunde alle, alle seine Schäferstunden nach

Namen und Zahl übertreffe, u. ſ. w. ſich weigernd in die goldne Wolke ziehen laſſen: bei Virgil ſetzt es Venus mit ihren Umarmungen offenbar darauf an. Bei Homer iſt die Schäferſtunde nur ein Mittel, die Augen des Jupiters durch den Schlaf zu feſſeln; bei Virgil iſt ſie der Marktpreis, daß Venus ihre Abſichten erreiche — Wer iſt ſchamhafter, anſtändiger, edler? Gewiß! ſo weit Juno die Venus an Hoheit und Adel: ſo weit übertrift Homer ſeinen römiſchen Nachahmer an innerer Würde und Schamhaftigkeit. Jener erzählet unſchuldig, offenherzig und, wenn man will, langweilig: der Römer verſteckt, verkürzet; er hat ſein: Ich könnte mehr ſagen! Jener erzählt epiſch, übergehend: dieſer mahlet, damit er Funken errege — wer verliert bei der Vergleichung?

Es bleibt Virgils Zucht in Worten und Formeln über. * In Worten und Formeln? Darüber ſollte Mäcenas urtheilen: wir, jetzt, nach der Analogie unſrer Sprache, nach den wenigen Hülfsmitteln zu einem Lexikon der Wortwürde damaliger Zeit, kaum! Kein Theil der Sprache hängt ſo ſehr von Nebenbegriffen des Gebrauchs, vom Eigenſinne der Mode ab, als dieſer: und in meinem Autor finde ich ſo wenig Materialien zu einem Wörterbuche der Sprachwürde über Virgil, ſo wenig Vir-

* p. 266.

gil ein Lexikon der Liebe geben wollen. Ueberdem was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, ob er stercus oder fimus gesagt; * ob er das vomere genannt, oder noch ekler umschrieben. Was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, wie fein und schlüpfrig er hier und da das Wort Liebe verhöflichet, wenn nicht bewiesen wird, daß in den Vorstellungen selbst hier nichts, als Züchtiges, enthalten sey, und das alles in Virgil, als dem Römer.

In Virgil, als dem Römer. Denn hätte dessen Bescheidenheit nicht darnach bestimmt werden sollen, was für ein Geist der Schamhaftigkeit, nach Sprache, Verfassung, Lebensart und Empfindung, sich einmal unter den Römern formirt und gebildet? was für Eindrücke, besonders dem Schriftstellerpublikum der Römer, ihre ersten Schriftsteller und Dichter gegeben? wie weit diese Decenz den Griechen gefolget, oder sich von ihnen abgelenket? wie hoch sie zur Zeit Virgils gewesen? wo er das Muster der Griechen befolget, oder verlassen? wo muthmaßlich verlassen müssen, wo nachzufolgen zu blöde gewesen? Wie weit wir jetzt über diesen Punkt urtheilen können, oder schweigen müssen? — So hätte der römische Virgil erscheinen sollen: der Römer seiner Zeit: der Dichter: der epische Dichter: Virgil.

* p. 268. 269.

6.

Und das betraf nur die Schamhaftigkeit Virgils, als eines Schriftstellers; nun war aber diese, wie mich dünkt, eben nicht das, was ich fürchte. Kloß legt die Stellen Donatus und Servius zum Grunde, * und was könnte also der Leser erwarten, als daß er sich über diese Stellen, über die Anschuldigungen derselben, kurz! über die persönliche Charakterschamhaftigkeit Virgils erklären möchte. Donatus sagt: Virgil soll schöne Knaben geliebet; er soll die Plotia Hieria gekannt; er soll in diesem Punkte nicht die Jungfer gewesen seyn, für die er galt. Servius sagt beinahe eben das; und Kloß hätte wissen können, daß schon lange vorher Martial und Apulejus auch so Etwas gesagt hatten, daß es eine allgemeine Sage von Virgil gewesen, kurz! alles das sagt das Gerücht, und Kloß beweiset, daß seine Aeneide, und die Gedichte seines Namens keine Hurenlieder sind — wer will das bewiesen haben?

Kloß meinet zwar, ** daß Eins das Andre aufhebe; daß es eben so sey, als wenn ihn jemand für einen gelehrten Grammaticus hielte, und ihm doch zeige, daß er weder Griechisch noch Lateinisch recht verstanden; allein, das meine ich nicht. Vir-

* p. 244.

** p. 245.

gil kann immer ein ſchamhaftes Geſicht gehabt, anſtändig geſprochen (ore probus), immer eine fromme, edle Seele (animo probus); und doch ſchöne Knaben geliebt, und doch die Plotia Hieria gekannt haben. Ich ſehe nichts, das ſich aufhebe, und inſonderheit zu den Zeiten Mäcenas, hätte aufheben dörfen. Iſts denn ſo widerſprechend, daß ein Menſch, zur ſanften Wohlluſt geboren, auch dies Sanfte in ſeiner Miene zeige, daß das, was in der weiblichen Miene ſchmachtend, ein Liebreiz der Venus wäre; in einem männlichen Geſichte eine Art von Unſchuld, von jungfräulicher Beſcheidenheit, von ſchamhafter Frömmigkeit werde? Ohne die Phyſiognomien der Liebe ſtudirt zu haben, ſehe ich beides nicht zuſammenhangend, und da alſo ore probus Virgilius. Muß ferner der, der ſchöne Knaben liebt, damit aller bürgerlichen Ehrbarkeit, und, der ſie unſchuldig liebt, aller Tugend der Seele entſagen? Und ſiehe! da iſt animo, caetera vita probus Virgilius — wo iſt der ungereimte Widerſpruch, inſonderheit zu den Zeiten Mäcenas?

Ein Heldengedicht, ein Gedicht von der Feldwirthſchaft, Schäferpoeſien, können Virgilen immer, als Dichter, und, wenn man will, als beſcheidenen Dichter, zeigen; aber auf ſein Leben, auf ſeinen Charakter, und inſonderheit auf die fromme Miene ſeines Geſichts können ſie weniger beweiſen,

als Swifts Predigt über die Dreieinigkeit beweisen kann, daß er in die Biergesellschaften als ein verkleideter Satyr gegangen; daß er sein Märchen von der Tonne geschrieben. Wenn diese Abhandlung beweisen soll, daß er im Verstande Donatus ore probus gewesen, beweiset sie nichts. Wer wird sagen, daß deßwegen D. Luther züchtig ausgesehen; oder, daß er in seinen Tischreden jedes Wort auf die Goldwage gelegt, weil sich nichts von solcher Art in seinem Gesangbuche befindet? Wenn Virgil scriptis probus ist: muß er darum auch ore probus gewesen seyn? Ich weiß nicht, wie durch solchen Weg Etwas auf Virgils persönlichen Charakter folge.

Für uns ists schwer, etwas auf ihn auszumachen; ob es aber ganz unmöglich sey, ob Virgils persönlicher Charakter ganz zweideutig bleiben müsse, sehe ich auch nicht so helle, daß ich Klotzens non licet aliquid certi hac de re statuere* unterschreiben dürfte. Mir fehlet die Kunst Lessings, Virgil, seinem gewöhnlichen Charakter nach, so zu retten, als er seinen Horaz gerettet hat; und außer dem fehlet mir der Ort dazu. Ich will also wenigstens einige Materialien anführen, die ein andrer vermehren und ordnen könnte, um Virgils Schamhaftigkeit zu retten, oder wenigstens genauer des Gegentheils überzeugt zu werden.

* p. 245.

Der Hauptzeuge über Virgils Unmäßigkeit pflegt Donatus zu seyn: aber wer ist Donatus? Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist das Leben Virgils, das unter seinem Namen geht, von jüngerer Hand, und kann kaum den Grundzügen nach, dem Grammatiker selbst zugehören. * Der Autor der Anklage ist also ungewiß, und so, wie er sie vorträgt, die Anklage selbst. Fama est, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und von wem rührt diese Fama her? Das liebe Soll, das gewöhnliche Man sagt hat, wie Lessing sich munter ausdrückt, schon manchen ehrlichen Mann um seinen ehrlichen Namen gebracht. Kurz! als Hauptzeuge, als erster Ankläger, kann dieser Donatus ohne Kopf und Mund nicht gelten: er trete zurück, bis die Reihe an ihn kommt.

Servius tritt auf: aber Servius ist ein Ausleger, ein Grübler über Virgil; und was läßt sich nicht ausgrübeln? Seine spätere Sage gilt noch weniger, als die erste; denn was ließ sich zwischen Virgil und Servius nicht alles sagen, und wieder sagen? ohne daß es jemand zuletzt bekräftigen, ohne daß es jemand widerlegen konnte? Ein Zeugniß also, Jahrhunderte nachher, aus einer so trüben Quelle, oder vielmehr aus dem so weit abgeleiteten Abflusse einer so trüben Quelle, gilt nicht. Es müssen

* v. Heyn, Virgil. p. CXVII.

frühere Zeugen gegen Virgil auftreten, von denen etwa die Sage kam, die der Begebenheit näher waren, und da sind; Klotz hat sie nicht für gut befunden, anzuführen oder abzuhören, Martial und Apulejus.

Und was sagt denn Martial aus? * Er singt das alte Lied, daß ein Mäcenas einen Maro mit seinen Geschenken hervorgebracht: daß es gut sey, ein Virgil zu werden, wenn man sein Landgut zurück, wenn man Reichthümer oben darüber, wenn man alles bekommt, was unser Herz wünschet; z. E. einen schönen Alexis —

Accipe divitias et vatum maximus esto,
Tu, licet et nostrum, dixit, Alexin ames.
Adstabat domini mensis pulcherrimus ille,
Marmorea fundans nigra Falerna manu;
Et libata dabat roseis carchesia labris,
Quae poterant ipsum sollicitare Jovem.
Excidit attonito pinguis Galatea Poetae,
Thestylis et rubras messibus usta genas.
Protinus Italiam concepit, et *arma*, *virumque* —

Was hat nun Martial Böses ausgesagt? Böses, das Virgils Namen befleckte? Nichts. Ich lerne Virgil aus diesem Epigramm blos als einen glücklichen Dichter, als einen ungemessenen Günstling seines Herrn, und, wenn man will, als einen

* Lib. VIII, 56.

seinen Wohllüstling, kennen, anders nicht. Seine geraubten Güter hat er zurück; reiche Geschenke nach reichen Geschenken; ihm steht der schöne junge Alexis bei Mäcen kaum an, und sogleich ist er sein eigen. Da sitzt nun Virgil an seiner Götterta-fel, und sein schöner Ganymedes vor ihm! bei sol-chem Ganymedes läßt sich freilich seine vorige feiste Landschöne, Galatea, wohl vergessen; da läßt sich wohl ein arma virumque anstimmen. — Man siehet, wo Martial mit seinem hinkenden Schlusse hinaus will; aber im mindesten nicht auf Virgils Ehre. War es denn Schamlosigkeit, einen Alexis von Mä-cenas zum Geschenke annehmen, ihn lieben, sich an ihm, als Mundschenken, bei Tafel erfreuen, schö-ne Leute und, nach römischer Wirthschaft, schöne Knaben um sich zu sehen? Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht in der Stelle Virgils, in seiner Gunst Mäcenas, in seiner feinen Art, diese Gunst zu genießen, seyn könnte. Von bösartiger Anspie-lung sehe ich im Epigramm ganz und gar nichts. Und ist Martial wohl der Mann, so Etwas zu ver-schweigen, wenn ers hätte sagen können? Ist er nicht eben der, der gewiß zuerst die berüchtigte vir-gilianische Ekloge angezogen hätte, wenn sie ihm unter einer bösartigen Allegorie, und nicht anders, hätte bekannt seyn müssen? Ein böser Witzling, wie er, hätte Virgilen gewiß nicht so höflich durch-

als Swifts Predigt über die Dreieinigkeit beweisen kann, daß er in die Biergesellschaften als ein verkleideter Satyr gegangen; daß er sein Märchen von der Tonne geschrieben. Wenn diese Abhandlung beweisen soll, daß er im Verstande Donatus ore probus gewesen, beweiset sie nichts. Wer wird sagen, daß deßwegen D. Luther züchtig ausgesehen; oder, daß er in seinen Tischreden jedes Wort auf die Goldwage gelegt, weil sich nichts von solcher Art in seinem Gesangbuche befindet? Wenn Virgil scriptis probus ist: muß er darum auch ore probus gewesen seyn? Ich weiß nicht, wie durch solchen Weg Etwas auf Virgils persönlichen Charakter folge.

Für uns ists schwer, etwas auf ihn auszumachen; ob es aber ganz unmöglich sey, ob Virgils persönlicher Charakter ganz zweideutig bleiben müsse, sehe ich auch nicht so helle, daß ich Klotzens non licet aliquid certi hac de re statuere* unterschreiben dürfte. Mir fehlet die Kunst Lessings, Virgil, seinem gewöhnlichen Charakter nach, so zu retten, als er seinen Horaz gerettet hat; und außer dem fehlet mir der Ort dazu. Ich will also wenigstens einige Materialien anführen, die ein andrer vermehren und ordnen könnte, um Virgils Schamhaftigkeit zu retten, oder wenigstens genauer des Gegentheils überzeugt zu werden.

* p. 245.

Der Hauptzeuge über Virgils Unmäßigkeit pflegt Donatus zu seyn: aber wer ist Donatus? Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist das Leben Virgils, das unter seinem Namen geht, von jüngerer Hand, und kann kaum den Grundzügen nach, dem Grammatiker selbst zugehören. * Der Autor der Anklage ist also ungewiß, und so, wie er sie vorträgt, die Anklage selbst. Fama est, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und von wem rührt diese Fama her? Das liebe Soll, das gewöhnliche Man sagt hat, wie Lessing sich munter ausdrückt, schon manchen ehrlichen Mann um seinen ehrlichen Namen gebracht. Kurz! als Hauptzeuge, als erster Ankläger, kann dieser Donatus ohne Kopf und Mund nicht gelten: er trete zurück, bis die Reihe an ihn kommt.

Servius tritt auf: aber Servius ist ein Ausleger, ein Grübler über Virgil; und was läßt sich nicht ausgrübeln? Seine spätere Sage gilt noch weniger, als die erste; denn was ließ sich zwischen Virgil und Servius nicht alles sagen, und wieder sagen? ohne daß es jemand zuletzt bekräftigen, ohne daß es jemand widerlegen konnte? Ein Zeugniß also, Jahrhunderte nachher, aus einer so trüben Quelle, oder vielmehr aus dem so weit abgeleiteten Abflusse einer so trüben Quelle, gilt nicht. Es müssen

* v. Heyn, Virgil. p. CXVII.

frühere Zeugen gegen Virgil auftreten, von denen etwa die Sage kam, die der Begebenheit näher waren, und da sind; Kloß hat sie nicht für gut befunden, anzuführen oder abzuhören, Martial und Apulejus.

Und was sagt denn Martial aus? * Er singt das alte Lied, daß ein Mäcenas einen Maro mit seinen Geschenken hervorgebracht: daß es gut sey, ein Virgil zu werden, wenn man sein Landgut zurück, wenn man Reichthümer oben darüber, wenn man alles bekommt, was unser Herz wünschet; z. E. einen schönen Alexis —

Accipe divitias et vatum maximus esto,
Tu, licet et nostrum, dixit, Alexin ames.
Adstabat domini mensis pulcherrimus ille,
Marmorea fundans nigra Falerna manu;
Et libata dabat roseis carchesia labris,
Quae poterant ipsum sollicitare Jovem.
Excidit attonito pinguis Galatea Poetae,
Thestylis et rubras messibus usta genas.
Protinus Italiam concepit, et *arma, virumque* —

Was hat nun Martial Böses ausgesagt? Böses, das Virgils Namen befleckte? Nichts. Ich lerne Virgil aus diesem Epigramm blos als einen glücklichen Dichter, als einen ungemessenen Günstling seines Herrn, und, wenn man will, als einen

* Lib. VIII, 56.

seinen Wohllüstling, kennen, anders nicht. Seine geraubten Güter hat er zurück; reiche Geschenke nach reichen Geschenken; ihm steht der schöne junge Alexis bei Mäcen kaum an, und sogleich ist er sein eigen. Da sitzt nun Virgil an seiner Göttertafel, und sein schöner Ganymedes vor ihm! bei solchem Ganymedes läßt sich freilich seine vorige feiste Landschöne, Galatea, wohl vergessen; da läßt sich wohl ein arma virumque anstimmen. — Man siehet, wo Martial mit seinem hinkenden Schlusse hinaus will; aber im mindesten nicht auf Virgils Ehre. War es denn Schamlosigkeit, einen Alexis von Mäcenas zum Geschenke annehmen, ihn lieben, sich an ihm, als Mundschenken, bei Tafel erfreuen, schöne Leute und, nach römischer Wirthschaft, schöne Knaben um sich zu sehen? Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht in der Stelle Virgils, in seiner Gunst Mäcenas, in seiner feinen Art, diese Gunst zu genießen, seyn könnte. Von bösartiger Anspielung sehe ich im Epigramm ganz und gar nichts. Und ist Martial wohl der Mann, so Etwas zu verschweigen, wenn ers hätte sagen können? Ist er nicht eben der, der gewiß zuerst die berüchtigte virgilianische Ekloge angezogen hätte, wenn sie ihm unter einer bösartigen Allegorie, und nicht anders, hätte bekannt seyn müssen? Ein böser Witzling, wie er, hätte Virgilen gewiß nicht so höflich durch-

wischen lassen, wenn er Schamlosigkeit als Virgils Hauptvergnügen gekannt hätte.

"Schon aber Apulejus * deutet ja die berüch„tigte Ekloge auf seine Liebeshändel mit dem Ale„xis.„ Gut! ich nehme sein Wort für etwas mehr, als Deutung, für Zeugniß an; und wofür mehr kann ichs nehmen? Virgil also habe sein Schäfergedicht auf den Knaben seines Freundes gemacht; er seys, der unter dem Namen Corydons spreche, und fühle, und seufze, weil es Apulejus sagt — Wozu aber sagt es Apulejus? Etwa um Virgils Unmäßigkeit zu tadeln, und seine bösen Sitten zu schelten? Umgekehrt! mitten unter Apologien für die Liebhaber der Schönheit führt er ihn noch mit einem Lobe der Bescheidenheit an, daß er der Namen seiner Günstlinge im Gedichte geschonet. Schlechtes Lob! wird man sagen, über eine tadelnswerthe Handlung; elende Bekleidung eines Fehlers, ihn namenlos zu begehen! Aber wo mag der Fehler, die tadelnswerthe Handlung denn bei Apulejus wohnen?

Ich mag keine neue Vertheidigung der sokratischen Liebe übernehmen, da schon mehr, als einer, sie vertheidiget hat: ich betrachte Virgil nicht mehr als sokratischen Liebhaber seines Alexis, sondern als den Liebessänger desselben; und welch ein brennender Liebesgesang? wer könnte die Flamme noch

* Apul. Apolog.

entschuldigen? — Ich bins, der sie entschuldigt; und eben der Apulejus, der meinen Eklogisten für einen Liebessänger in seinem, obgleich verdeckten, Namen angiebt, mag ihn auch rechtfertigen. Er rede: Quanto modestius Mantuanus Poeta, qui *itidem*, *ut ego*, puerum amici sui Pollionis Bucolico *ludicro laudans* — — Wie? so ist Virgils Ekloge, nach Apulejus Zeugniß, blos ein scherzhaftes Lob, ein scherzhaftes Hirtengedicht gewesen? so unschuldig, daß Apulejus sich nicht sicherer stellen kann, als mit ihm in eine Classe? so unschuldig, daß es zu Apulejus Zeiten offenbar nur für einen Spaß, für eine scherzhafte Tändelei galt? — Was soll denn Apulejus gegen ihn; er ist der beste Freund für ihn.

Und was ist wahrscheinlicher, als Apulejus Nachricht? Ich stelle mir den hübschen Jungen des Pollio, und das schamhafte Jungfrauengesicht, den züchtigen Virgil, vor, wie er nach ihm schielet; wie er sein Auge an ihm weidet, ihn lobet, ihm liebkoset. Pollio macht die Sache zum Spaße: sein Freund soll erst ein Corydon werden; soll erst um Alexis werben. Virgil wird Corydon: er verwandelt sich in einen poetischen Schäfer: ahmt Theokriten nach, und setzt sich nach Sicilien mit seinem Alexis. Da klaget er den Wäldern ungefühlte Leiden: da ächzt er über seine unempfundne Verzweiflung: da

ſeufzt er über ſeine Verachtung, über die Sprödigkeit ſeines Lieblinges — da wird ſeine zweite Ekloge. Ein feines Lobgedicht auf Alexis! eine ſchöne poetiſche Liebeswerbung — werth eines ſchönen Knaben, werth eines Alexis.

"Ja, aber alte Sage, hiſtoriſche Tradition!„ Was Tradition? Sie hat ſich aus Martial, aus Apulejus, und wo weiß ich mehr her? entſponnen, und Martial und Apulejus ſtrafen die Tradition ſelbſt Lügen. Der eine ſchweigt, der eine nennt es ein "ſcherzhaftes Lobgedicht:„ ich habe Zeugen, die älter ſind, als die Tradition.

Aber das iſt Schade, daß man auf der andern Seite rettend faſt immer zu weit gegangen, und damit Virgils guter Sache ſelbſt geſchadet. Die Ekloge ſoll blos poetiſches Exercitium, ſoll ganz ohne die geringſte lebendige Anſpielung, Corydon und Alexis ſollen ganz romantiſche Weſen ſeyn, und dies iſt freilich, nach dem, was Martial und Apulejus ſagen, zu viel verneinet. Virgil kann immer der verkleidete Corydon, Alexis immer der ſchöne Junge des Pollio, die Ekloge immer ein Individualgedicht ſeyn: nur es iſt eine poetiſche Maskerade; ein feines Lobgedicht, ein ludicrum, nach Theokrits Manier.

Man thut alſo am beſten, wenn man dieſe entwickelt, wenn man die dem Griechen nachgeahm-

ten Stellen anmerket, wenn man zeigt, daß der ganze Bau des Gedichts keine Halbgeschichte, und keine Halbpoesie zulasse, daß der Poet nach seinem Plane einmal so habe dichten müssen, daß — doch was zähle ich das her, das in der letzten, schönsten Ausgabe Virgils so fein und genau * erfüllet worden. Es ist keine Partheilichkeit, wenn ich bekenne, daß die Heynische Ausgabe Virgils die erste in ihrer Art sey, und daß sie in dem bisher so sehr versäumten Geschäfte, einen Schriftsteller des Alterthums in dem eigenen Geschmacke desselben, jedes Wort und jede Note an ihrer Stelle, neu und unentbehrlich, ohne den Dunst unendlicher Parallelstellen und unbrauchbarer Citationen, mit dem stillen Fleiße, und dem ruhigen Gefühle der Schönheit — ich sage, einen schönen Schriftsteller des Alterthums so zu commentiren, dazu macht die Heynische Ausgabe Virgils Epoche.

* Eclog. II. p. 14. etc.

Kritische Wälder.

Drittes Wäldchen.

Vorrede.

Ein Kunſtrichter ſoll nichts anders, als ein böſes Herz, haben können — iſt dies, ſo wehe dem Verfaſſer der kritiſchen Wälder. Er hat mit Grimm und Bitterkeit, er hat, weiß Gott, aus welchen ſchwarzen Gründen und zu welchen böſen Abſichten geſchrieben — niger est! —

Alſo muß ein Kunſtrichter ein böſes Herz haben! warum? weil er Fehler aufſuchet, und wer Fehler aufſuchet, der — Aber mit einer Erlaubniß! wenn er ſie nicht aufſucht, nicht aufſuchen darf, wenn ſie ihm in vollem Maaße ſelbſt zuſtrömen? — Dann ſollte er ſie bedecken! Fehler bedecken, das thut die Menſchenliebe! — Bedecken alſo? aber wenn ſie ſich nicht bedecken ließen, wenn ſie, bedeckt und mit einem ſanften Vehikulum verſchluckt, um ſo ſchädlicher wären, iſts da nicht doppelte Menſchenliebe, ſie zu entlarven? Doppelte Menſchenliebe; denn ſo wird der junge unerfahrne Leſer gewarnet, ſie nicht für Tugenden anzuſehen und anzunehmen: der fehlerhafte Schriftſteller ſelbſt, wenn er noch zu beſſern iſt, gebeſſert, oder wenigſtens

dahin gebracht, nochmals zu prüfen, auszutilgen oder zu verstärken. Ich sehe in keinem Falle nutzlosen Menschenhaß.

Was der wehende Wind wachsenden Bäumen ist, Stärkung ihres Stammes, das ist der Widerspruch unseren Meinungen und Lehrsätzen. Ein freundschaftliches Gespräch, ein Pro und Kontra im Umgang, oder im lebendigen Vortrag, bringt oft weiter, als hundert einsame Discussionen auf einem und demselben Pfade. Dort wird jede Idee gewandt, ventilirt, geprüft, und also entweder bestärkt, oder geschwächt: der Geist wächset in dem Zwiste der Akademie, wie der Leib in den Uebungen der Palästra.

"Aber dazu sind Journale, Zeitungen!" Auch meine kritischen Wälder mögen so etwas seyn, und wollen noch mehr seyn. Ein Journal giebt Auszüge und nur über dies und ein anderes Einzelne seine Meinung: der Zergliederer eines ganzen Buchs thut mehr, als — vielleicht selbst sein Verfasser gethan. Sich in den Plan des Ganzen setzen, hier und im Einzeln auf die Fehler oder Schönheiten zeigen, ergänzen, das thun vielleicht nur einige Journale; das ist so schwer, als selbst schreiben,

und eben bei dem elendesten Buche am schwersten. Klotzens Münzbüchlein wird ihm nicht die halbe Arbeit gekostet haben, die seine Analyse mir; vielleicht aber wird diese auch um die Hälfte nützlicher werden können, als jenes selbst.

Sollte mein Zeugniß hierinn nicht gelten: so mag der englische Swift* zeugen: er giebt so umständlichen Zergliederungen einen Werth, von dem ich mir gern auch nur die Hälfte zueignen wollte. Eben daher wird man auch das oft Kleinfügige in meinen Disputationen entschuldigen. Sollte das Ausgefundne oft nicht wichtig seyn: so suche man an der Methode selbst zu lernen.

Ich habe dazu Schriften gewählt, die bekannt genug waren, und über die, wenn ich gefehlet habe, ich wenigstens auf meine Kosten fehlte. Von Lessings Laokoon erinnere ich mich keine einzige Erinnerung, die ich gemacht, sonst gelesen zu haben, und über Klotzens Schriften war, was ich urtheilte, auch noch nicht geurtheilt. Da ihr Verfasser sich der meisten Zeitungen und Journale in Deutschland versichert hat, und diese doch leider! für das Publikum schon gelten: was war nicht der Mann geworden? und

* Vertheidigung des Mährchens von der Tonne.

was sind seine Schriften? Was ist nicht Riedel gewor-den? und was sind seine Theorie und seine Briefe?

Hier den Ton der Gleichheit und des Verdienstes herzustellen, jene lobschreienden, alles überschreienden Stimmen etwas zu mäßigen, das war meine Absicht. Lessings Laokoon war, dünkte mich, noch nicht wür-dig gelobt: denn er war noch nicht bis auf sein We-sen durchdrungen. Klotzens Schriften überschwäng-lich gelobt, und verdienten nicht, angesehen zu wer-den. Riedels Theorie übermäßig gelobt, und ist das mittelmäßigste, unordentlichste Werk, das ich mir bei einer Theorie denken kann. Hier der Kritik die Stimme der Freyheit wieder zu geben, das Unwür-dige öffentlich zu tadeln, damit dem Verdienste sein Lob noch angenehm seyn könnte — das war meine patriotische Absicht!

"Aber so ernsthaft, so bitter!„ Noch immer pa-triotischer Ernst! ich mag die süßtönende, lammarti-ge Stimme nicht: mag nicht den schmeichelhaft sich bückenden Ton, in dem die sprechen, die wieder ge-lobt seyn wollen. Man tadle mich! man tadle mich heftig! ich mag nicht kriechen! und wenn es Mode des Jahrhunderts wäre!

"Ernsthaft also, aber warum bitter? warum mit

„Galle?„ Mit Galle gegen die Perſon im geringſten nicht„. Da ich nicht das Glück habe, in Halle oder Erfurt zu leben: warum ſollte ich den Lehrern daſelbſt ihren Beifall beneiden? aus Eiferſucht ſchmälern? aus Habſucht an mich ziehen wollen? „Aber mit Bitterkeit gegen den Schriftſteller, und „dazu unwürdig, unhöflich, ungezogen!„ Die Vorwürfe ſind hart, und ſie wären ſiebenfach hart, wenn man ſie von meinem erſten Wäldchen ſagen könnte! Aber in einem Zeitpunkte, wo das Schmeicheln Mode wird, wo der Geſchmeichelte mit dem Publikum, mit Welt und Nachwelt im hochtrabendſten Tone ſpricht, und auf ſeinen eingebildeten Werth ſo ſicher rechnet, als der Kaufmann auf ſeine Papiere — wie? iſts da dem Patrioten ſo unverzeihlich, wenn er auch in der Gegenſtimme ausſchweift? wenn er ſeinen rechtmäßigen Tadel mit Feuer ſagt? O ſollte mancher ſo viel zurückzahlen müſſen, als er unrecht zu empfangen gewußt, wie viel iſt er noch ſchuldig! — Und zu dem, iſt hier wohl die Hälfte der Ungezogenheiten, die die Kloßiſche Bibliothek gegen die beſten Schriftſteller Deutſchlands bewieſen? und iſt bei einem Klubb, wo ſanfte Kritik den Lauf des Muthwillens nicht ſtören kann, ein andrer Weg möglich?

"Aber warum namenlos, aus dem Dunkeln her„vor?„ Habe ichs nicht schon gesagt: mein Name ist keine Sünde! War mein Buch wider den Charakter der Ehrlichkeit seines Schriftstellers; war es wider die Religion und den Staat; so ging es die Censur; so sollte es nicht gedruckt werden! Und in diesem Fall allein ist der Name des Schriftstellers und seine Person in sein Werk verflochten! — Aber nun! nichts als kritische Streitigkeiten, Ventilationen dieser und jener Frage, Zergliederungen von Schriften, um den Werth und Unwerth derselben zu zeigen — wozu da der Name? Der Verfasser darf ihn nicht, und wird ihn auch nie entdecken: er wird nie das Buch unter die Kinder seines Namens aufnehmen: denn es war nicht dazu. Es war blos für eine Zeitverbindung geschrieben, die der Litteratur schädlich ward: in einem Tone geschrieben, der für das Ohr dieser Zeitverbindung eingerichtet war: über Sachen, wovon damals jeder sprach und schwatzte. Er kann also wohl einmal einzelne Materien ausheben, und für die seinigen erkennen, die etwa dauren können: der Wald selbst aber hat keinen Namen — αγωνισμα μαλλον, η κτημα εις αει.

„blos an ihm einen gewiſſen Grundſatz, welcher, „nach Hogarths Urtheile, ſeinen Werken einen er„habnen Geſchmack gegeben, der den guten Stü„ken des Alterthums gleich kommt. Ich glaube, „daß Addiſon aus einer Empfindung, die „er ſehr oft in ſeinem Leben erfahren ha„ben muß, die Vorzüge eines glücklichen Geiſtes „geſchildert habe. „Ein Menſch, ſagt er, von „einer geſchärften Einbildungskraft, wird in man„cherlei groſſe Vergnügungen geführt, die der ge„meine Mann zu bekommen nicht fähig iſt.„ u. ſ. w. * So aufmerkſam man bei Erzählung ſolcher vornehmen Empfindungen und Erfahrungen ſeyn mag, wer kann dem geſchmackvollen Autor bis auf Felder und Wieſen folgen? . . . . . .

Er fährt epanorthotiſch fort: ** "wie verſchie„den ſind nicht die Abſichten, welche die Gelehrten „bei dem Studio der alten Münzwiſſenſchaft ha„ben! Unter einer groſſen Anzahl derer, welche ſich „damit beſchäftigen, habe ich nur ſehr wenige „angetroffen, die einen andern Nutzen davon „zu ziehen gewünſcht hätten, als welchen der ge„meine Haufe der Antiquarien bei ſeinen müh„ſamen Arbeiten kennet. Zufrieden mit ſich ſelbſt „und vergnügt über die Laſten, welche ſie ihrem ge„duldigen Gedächtniſſe auflegen, lachen dieſe be-

* S. 3. 4. 5. 6. etc.

** S. 6. 7. 8. 9. 10.

den römiſchen, nach den gothiſchen und barbariſchen der mittlern Zeiten; nach der Numismatik unſrer Zeit geprüft. Wunſch nach einem numismatiſchen Goguet.

5. Wie fern die bildenden Künſte die Denkart des Künſtlers verrathen? Wie fern eine Münze dies kann? Ob ſie die Denkart des Fürſten ſchildere? Proben der Albernheit dieſes Satzes. Ob der moraliſche Charakter ganzer Nationen auf Münzen zu ſuchen ſey? Beiſpiele an den mittlern Zeiten, Holländern und Deutſchen.

6. Wenn Münzen vom Geſchmack der Nation zeugen ſollen: ſo müſſen ſie ein Werk des Publikums, und ein freies Kunſtwerk ſeyn. Ob ſich von ihnen die Bildung des Geſchmacks anfange?

„O! Vater vertreibe die Nacht, laß es helle werden,
„und gib: daß unsre Augen sehen!„

Alle Hochachtung für Spons Sibyllenweissagungen, für Addisons Vergleichungen, für unsrer Deutschen Ajaxe Gebet an den Jupiter, oder für das Gebet des Aegyptischen Cynocephalus, daß der helle Mond wiederkehre; indessen dünkt mich doch das "aufrichtige Mitleiden„ mit allen Gelehrten, die nicht, wie Klotz, an einer Geschichte des Geschmacks der Völker, Zeiten und Künste, aus Münzen, arbeiten, sehr entbehrlich. Es wäre umsonst, die Nutzbarkeit des Münzenstudiums zur Geschichte, Chronologie, Geographie, Naturwissenschaft, Mythologie, Rechtslehre und der ganzen Kenntniß des Alterthums, erweisen zu wollen, da solche, in dieser Wissenschaft große, Namen vor dieser Materie stehen, oder da viele, welches noch besser ist, durch ihr Beispiel die Sache selbst erwiesen haben. Nur so viel also gegen Klotz, daß die Bearbeitung der Münzwissenschaft aus einem andern Gesichtspunkte, er sey nun Geschichte, oder Rechtsgelahrtheit, oder Mythologie, oder eine Theorie der Medaillen überhaupt, noch gar nicht dem Geschmack an Münzen widerspreche, ihn nicht verdränge; ihn vielmehr voraussetze, und mit ihm als Führer einerlei Reise thue. Hier den Geschmack als ein entlegenes eignes Land ansehen, ist eine Aussicht nach Utopien hin, und eben so viel, als Lebens

„staubten Männer über unſre gutgemeinte Frage, „ob ſie auch in den Tempel des Geſchmacks gehen „wollen? und antworten muthig: Nein! dem „Himmel ſey Dank! das iſt nicht unſre Sache. Ge„ſchmack iſt nichts: wir beſitzen die Geſchicklichkeit, „fremde Gedanken durch lange Auslegungen zu er„weitern; aber ſelbſt denken wir nicht. Die nütz„lichſten unter ihnen ſind die, welche die alten Mün„zen um deßwillen lieben, weil ſie ihnen Gelegen„heit geben, chronologiſche Unterſuchungen anzuſtel„len. Ihre Arbeit müſſen wir mit Dank erkennen, „und ſie ſelbſt verdienen ein aufrichti„ges Mitleiden, weil ihnen das Vermögen „verſagt iſt, bei ihrer Gelehrſamkeit zugleich das „Vergnügen zu genießen, welches andern ein gu„ter Geſchmack gewähret. Spon, unterrich„tet in den Geheimniſſen der Phyſiognomie, las „die Denkungsart und die Eigenſchaften der Men„ſchen auf dem Geſichte, das ihm die Münze vor„ſtellte, und Addiſon, höherer Gedanken fähig, „verglich die Bilder auf Münzen mit den Gedanken „der Dichter, und rechtfertigte hiedurch ſei„ne Hochachtung für das Alterthum. Ich „wünſche meinem Vaterland mehrere Nachfol„ger des letztern, und ich werde mich freuen, „wenn unſre Gelehrten künftig an den Gott „der Künſte und des Geſchmacks eben die Bitte „thun, die Ajax beim Homer an den Jupiter that:

„O! Vater vertreibe die Nacht, laß es helle werden,
„und gib: daß unsre Augen sehen!„

Alle Hochachtung für Spons Sibyllenweissagungen, für Addisons Vergleichungen, für unsrer Deutschen Ajaxe Gebet an den Jupiter, oder für das Gebet des Aegyptischen Cynocephalus, daß der helle Mond wiederkehre; indessen dünkt mich doch das "aufrichtige Mitleiden„ mit allen Gelehrten, die nicht, wie Klotz, an einer Geschichte des Geschmacks der Völker, Zeiten und Künste, aus Münzen, arbeiten, sehr entbehrlich. Es wäre umsonst, die Nutzbarkeit des Münzenstudiums zur Geschichte, Chronologie, Geographie, Naturwissenschaft, Mythologie, Rechtslehre und der ganzen Kenntniß des Alterthums, erweisen zu wollen, da solche, in dieser Wissenschaft große, Namen vor dieser Materie stehen, oder da viele, welches noch besser ist, durch ihr Beispiel die Sache selbst erwiesen haben. Nur so viel also gegen Klotz, daß die Bearbeitung der Münzwissenschaft aus einem andern Gesichtspunkte, er sey nun Geschichte, oder Rechtsgelahrtheit, oder Mythologie, oder eine Theorie der Medaillen überhaupt, noch gar nicht dem Geschmack an Münzen widerspreche, ihn nicht verdränge; ihn vielmehr voraussetze, und mit ihm als Führer einerlei Reise thue. Hier den Geschmack als ein entlegenes eignes Land ansehen, ist eine Aussicht nach Utopien hin, und eben so viel, als Lebens-

lang die Logik studiren, ohne sie und alle ihre Zauberkünste jemals anzuwenden, sich lebenslang den Geschmack zu kitzeln, ohne sich einige Nahrung dadurch erschmecken zu wollen. Der wahre Tempel des Geschmacks ist nicht eine orientalische Pagode, ein Ruhesitz, wo man als am Ende seiner Wallfahrt sich niederläßt; er ist vielmehr wie der Tempel des Marcellus gebauet; die Pforte des Geschmacks, auch in Münzen, ein Durchgang zur Wissenschaft: zur Wissenschaft, welche es wolle.

Der Pöbel der Münzverständigen freilich — aber wer wollte sich (es sey nun zu eignem Lobe, oder zum Tadel anderer,) unter den Pöbel mischen? Die nutzbaren, die würdigen Münzgelehrten gerechnet; und bei denen sollte ihre Gelehrsamkeit dem Geschmacke widersprechen müssen? dieser von jener nicht oft eine Gesellinn, oft gar eine verdeckte Minerva haben seyn dürfen, selbst wenn es auf wissenschaftliche Untersuchungen ausgieng? — Nicht zweifeln soll einmal diese Frage; sie soll blos die Erinnerung wecken! Wie? alle die grossen Bearbeitungen in den Feldern der Numismatik, ohne Geschmack der Münzen bewerkstelligt? unter allen um diese Wissenschaft so verdienten Namen, wäre ein Addison und Klotz das einige Duumvirat des Geschmacks? Jene Münzensammler und Münzenerklärer, weil sie nicht offenbar und allein vom Geschmacke schrieben; weil jener einen Theil der Geschichte,

ſchichte, dieſer einen Theil der Alterthümer, ein andrer einzelne Stellen der Alten und ein vierter die Chronologie aus Münzen aufgekläret; darum ſollten ſie vom Geſchmacke nichts gewußt? nicht die Schönheit der Bilder, und das Bedeutende der Allegorien, und die Weisheit der Inſchriften gefühlt haben, an denen ſie eine ſo unerſättliche Augenweide fanden? Nicht im Mechaniſchen der Münzen Geſchmack beſeſſen, dafür ſie eben auch in der Abbildung ſorgten, und das mit Entzücken prieſen, was ſich nicht abbilden ließ? Wie? daß ſie bei dieſem Selbſtgefühl nicht ſtehen blieben, und eben mit der Erfahrenheit ihres Auges, und mit der Gelehrſamkeit ihres Geſchmacks höhere Zwecke auszurichten ſuchten; nicht mit dem Inſtrument prahlten, ſondern lieber Werke aufwieſen, die ihr Inſtrument in ſtiller Werkſtätte verfertigt: ſoll dies ihnen gegen den zum Nachtheile* gereichen, der nichts als ſein Inſtrument vorzeiget, der blos von Geſchmacke redet, ohne, was er damit zur anderweitigen Nahrung ausgekoſtet?

Kloß hat ungefähr ſagen wollen: daß es Leute gebe, die bei einer Münze vorzüglich auf Gelehrſam-

* Schon lange haben gründliche Kenner des Alterthums es beklagt, daß man ſo gern mit einigem ſchönen Blendwerk aus den Alten davon prahle, ohne die Antiquität zur Wiſſenſchaft anzuwenden. Noch neulich hat Erneſti in der Vorrede zu ſeiner Archäologie darüber geklagt, daß dieſe verſäumt — er hätte dazu ſetzen können, daß ſie nach der neueſten Mode gar verſpottet werde.

keit ſehen, und bei denen dieſer Hang zur Beleſenheit, das, was er Geſchmack nennt, verſchlinget; daß es Leute gebe, die bei einer Münze das Mechaniſche der Kunſt richtig im Auge haben, und (man nenne dieſes nun, Kunſtwiſſenſchaft oder Kunſtgeſchmack,) von ihnen, als Gepräge, urtheilen, und wenn ſie muntern Geiſtes ſind, ſich über ein Kunſtbild freuen können: daß es endlich auch Leute gebe, die vorzüglich auf das Schöne ihr Auge richten, und weder von Gelehrſamkeit noch dem Kunſtmäßigen Hauptwerk machen. Wir wollen jene Münzgelehrten, die mittlern Kunſtkenner, die letzten Liebhaber nennen; ſie ſind alle drei unterſchieden, ihre Unterſchiede aber fließen, ſo wie die Farben eines Regenbogens, oder eines ſpielenden Seidengewandes, in einander. Der Künſtler kann mehr oder weniger Liebhaber, der Gelehrte mehr oder weniger Kunſtkenner, der Liebhaber mehr oder minder Gelehrter ſeyn. Nichts ſchadet dem andern: eins muß dem andern aufhelfen; und der wahre Philoſoph der Numismatik iſt alles Drei. Niemand alſo zum Nachtheile, wenn er ſeine Münzenwiſſenſchaft auf Chronologie, auf Geſchichte, auf Genealogie, auf Alterthümer gewandt: hätte er dem Publikum auch nichts, als ſolche wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, geliefert, und den Geſchmack an Münzen für ſich behalten — unbeſchadet! Köhlers hiſtoriſche Münzbeluſtigungen mögen nichts als hiſtoriſche Beluſti-

gungen, Gatterers Theorie der Medaillen nichts als Theorie der Medaillen; Vaillants Münzenreihen der Könige, Städte und Colonien nichts als numismatische Geschichte seyn: das Schöne, das überdem gesehen und gefühlt werden kann, finde jedes Auge, jede Seele von selbst; wenn ihm nur das Bild des Schönen vorgehalten, wenn auch nicht jede Seite herab Geschmack geprediget wird — denn überhaupt läßt dieser sich wohl wenig predigen.

Von jeher sind darüber Beeinträchtigungen genug entstanden, daß Ein Gelehrter, oder überhaupt Ein Werkmeister die Arbeit einer andern Gattung über die Achseln angesehen: und es wäre Zeit, solche Blicke wenigstens öffentlich einzuhalten. Der Münzenschmecker, der auf das Schöne ausgeht, wirft dem Münzenkenner, der auf das Seltne, auf das Gelehrte, auf das Erläuternde sieht, vor, er habe nicht seine Augen. Habe er doch nicht! Hast du denn die seinigen? Wollte jeder nur das Schöne auf Münzen erjagen, wer würde sich um die Zeitpunkte bemühen, da es nichts Schönes auf Münzen gibt? Wer das Rechtmäßige, das Urkundliche, das Zeitberechnende, das blos Seltne, auf ihnen bemerken? Und ob dies etwa nicht auch nöthig oder nützlich? Freilich sagt Heusinger zu viel, daß sich über die Münzen des mittlern Zeitpunktes ein so schönes Buch, als Spanheim, schreiben ließe; nicht aber ein so nützliches Buch. Der Rechtsge-

lehrte, der Diplomatikus, der Geſchichtſchreiber, der Alterthumskenner Deutſchlands und ſo viele fleiſſige Beiſpiele reden. Sollten wir nun einen Joachim mit Mitleiden anſehen, weil er kein Kloß iſt, und die Verdienſte eines Gatterers überſehen, weil er auf keine Ikonologie des Schönen arbeitet? Unbilliges Achſelzucken! ſo bleibt Eine der nützlichſten Quellen von Urkunden unberührt! die nach unſerer jetzigen Weltverfaſſung in guten Ausflüſſen ausgebreiteter ſeyn dürfte, als blos ein Gericht vom Münzengeſchmacke.

2.

Noch habe ich erſt nach Grundſätzen zur Theorie des Geſchmacks auf Münzen nachgeſucht: nun aber ein Beitrag zur Geſchichte des Geſchmaks? Auch mir iſt die Numiſmatik vorzüglich eine Aeſthetik des Schönen, und eine Urkunde zur Geſchichte der Völker, und, da ich in dieſer überhaupt am liebſten die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſtudire, nach allem Betracht eine Geſchichte des Geſchmaks auf Münzen; welch ein Geſchenk! So nahm ich das Kloßiſche Schriftchen zur Hand und — — legte es mit der beſchämten Miene weg, mit der ein Bogenſchütze den lieben Bogen weghängt, den er freudig und hoffnungsvoll nahm, mit dem er aber — — nichts getroffen.

Nichts thun, als den Geſchmack der Alten auch von Münzen herab loben, und in allgemeinen Aus-

drücken preiſen — kommt heute etwas zu ſpät: hierüber liegen ſchon Denkmale und Sammlungen der Welt vor Augen, daß man ſich eine Lobrede ins Allgemeine hin, ohne Beiſpiele, und faſt ohne Grundſätze, erſparen kann. Nichts thun, als den Geſchmack der mittlern und neuen Zeiten fein lächelnd ausziſchen, oder anſehnlich ausſchelten — immer auch zu ſpät, da ſchon ſo viele Klagen vergebens in die Winde verflogen ſind, und ſelbſt beſſere Bemühungen nichts ausrichten können. Am beſten alſo, weder preiſen, noch tadeln; ſondern — erklären. Die Alten ſind auch in dieſem Stücke ſo weit vor; was hat ihnen dahin geholfen? wir ihnen ſo weit nach; was hält uns zurük? was hat uns ſo lang zurük gehalten? — — Auf die Weiſe ſteigt man in die Tiefen der Geſchichte alter und neuer Zeiten, und kann die ſchwere Frage löſen: wie weit können wir ihnen auch in dieſem Felde nachahmen? wo ſie erreichen? wo ſie übertreffen? und ſo wird eine Geſchichte des Geſchmacks auch auf Münzen für unſre Zeit pragmatiſch.

Da Kloz ſich auf dieſen ſchlüpfrigen Weg nicht hat begeben wollen, und ich in allem, ohne welches ich keinen Beitrag zur Geſchichte des Geſchmacks mir denken konnte, meine Erwartung betrogen fand, ſo entwarf ich, wie ſie mir einfielen, einige Linien, die wenigſtens zeigen mögen, daß ich über dieſe Materie geſchichtmäßig und antiquariſch nachgedacht hat-

te: ein Riß, aber nur ein unvollendeter Schattenriß, den ich dem künftigen Verfasser einer Theorie und Geschichte der Medaillen übergebe.

1. Die Numismatik, als Kunst und als Wissenschaft, ist, so wie jede Wissenschaft und Kunst, die Produktion einer Nationalgesellschaft. Aus der Verfassung der Regierung, der Denkart, der Religion, den Unternehmungen, den Zwecken, den Bestrebungen eines Volks muß sich also Ursprung, Blüthe, und Verfall dieser sowohl, als jeder andern Kunst und Wissenschaft, erklären. Nun will ich nicht vom Ei der Leda anfangen, wie es mit Nationen stehe, die keine Münzen haben und brauchen? welches Volk sie in Gang gebracht? wie die ersten Münzen, die niemand gesehen, ausgesehen haben? u. s. warum, frage ich allein, warum kamen die Münzen in Griechenland und Rom zu dem Glanze, daß sie Vorbilder, und meist unerreichte Vorbilder der Neuern seyn können?

Die Liebe der Griechen zum Schönen bleibt wohl die erste Triebfeder auch hier. Sie, die von Dichteridеen die erste Bildung ihrer Jugend erhielten: sie, deren Auge überall das Schöne zu erblicken gewohnt war, im Schooße der wollüstigen Natur gebohren, und an den Brüsten schöner Kunst genähret — sie sollten das Metall, das ein Kennzeichen des Werths für ihre Hand war, ohne Werth für Aug' und Seele lassen? sie eine Gold- oder Silber-

fläche, die der Nachkommenschaft bestimmt war, leer in die Hände derselben senden? sie Tafeln, die täglich ihren Blick auf sich zogen, ohne Augenweide bei sich vorbeistreichen lassen? Das griechische Auge suchte Schönheit; eine griechische Seele Weisheit in Schönheit, und so ward auch ihre Münze der Schönheit, und der schönen Weisheit, der Allegorie, gewidmet. Gewiß! so natürlich, daß, wenn in dem Cirkellaufe der Weltveränderungen ein nordisches Volk auf den Platz des Commerzes und der Cultur getroffen wäre, auf dem jetzt die Griechen stehen, so gewiß ihre Münzen mit nordischer Wissenschaft, mit Buchstaben und Amuleten und Fratzengestalten überhäuft wären, so natürlich, daß der Grieche seine Münze der Schönheit und offnen Allegorie weihete — —

Der Charakter der griechischen Nation, der sich in allen ihren Nationalproduktionen zeigte, der muß sich, die Numismatik sey auch eine kleine, eine unbeträchtliche Nationalproduktion, nach Maaß auch in ihr zeigen, und welche Triebfedern lagen also für diese, wie für alle Künste des Schönen, in der Nation!

Die vortreflichste Bilderſprache war ihr. Sie, die im Plane des Schicksals der Völker zunächst hinter die Egypter trafen, und Cultur, Kunst und Weisheit, ja, wenn man will, auch politische Glückseligkeit aus den Händen dieses Reichs, wie einer ablebenden Matrone, empfangen, sie, die den,

über Völker und Zeiten fortgehenden, Faden der Cultur des menschlichen Geschlechts da auffassen sollten, wo er zunächst aus ägyptischen Händen kam: sie erbten von diesen Allegoristen auch die reichste, die bedeutendste Bilderſprache, die auf der Welt gewesen. Aus den Händen einer Nation, die überall Bedeutung suchte, und Bedeutung genug in ihn gelegt hatte, kam also ein Bilderschatz in die Hände einer Erbinn, die für ihr Theil nichts als Schönheit sehen und denken wollte. Reich, bedeutungsvoll, schön, was kann man von einer Bilderſprache mehr sagen?

So manche gelehrte Werke wir über dies allegorische Alterthum haben: so fehlt uns eine wahre Geschichte der Allegorie noch, die das insonderheit zeige, wie aus der bedeutungsvollen Bilderlehre Aegyptens die schöne Ikonologie Griechenlandes zum Theil geworden? Und die Untersuchung hierüber ist sie nicht oft der Schlüssel zur Bildergallerie griechischer Dichtkunst, Kunst und Weisheit? Die Hieroglyphen der Aegypter, ihre hierographische und kyriologische Bilderſprache, behalten, oder verschönert, oder verbessert, wie manches hat sie in Griechenland hervorbringen können? Und wenn auch nur dies, daß, da auf solche Art die Griechen einen Schatz von Bildern aus der Geheimnißdunkelheit der Aegypter gezogen, und auf den Märkten gleichsam dem Volke gemein machten, die schöne Bilderdenkart einer Na-

tion entſtehen können, die ſich in allen Werken der Griechen und auch auf Münzen äuſſert —

In ſolcher Bilderſprache ſprach ihre Religion. Ihre Gottheiten waren dem Auge ſichtbar, in ſchönen Geſtalten ſichtbar, in ihren Verrichtungen menſchlich, in der Geſchichte ihrer Tugenden und Schwachheiten dichteriſch, in allem ſinnlich. Es iſt bekannt, welche vortrefliche Münzenfolge mit den Bildern der Götter und Göttinnen, der Schuzgottheiten einzelner Länder, Provinzen, Städte, Familien und Perſonen prange — wer kann ihnen dieſe nun nachbilden, ſo daß jede Gottheit, das, wie ſie ihnen war, bliebe? Ueber eine Dreifaltigkeit unter dem Bilde eines dreiköpfigten Janus, lachen,* iſt leicht, ſehr leicht; aber ein beſſeres Bild der Dreifaltigkeit angeben, das die Probe griechiſcher Bildſamkeit hielte, wäre ſchwerer, ja unmöglich: dieſes Bild alſo gar zur Vergleichung Unſrer mit den Alten nehmen, iſt unzeitig. Die Griechen hatten keine Dreifaltigkeit, wie wir; ſonſt würden ſie dieſelbe ſo wenig, als wir, haben bilden können. Unſer Gott iſt ganz über das Sinnliche der Kunſt erhaben: die gewöhnlichen Vorſtellungen der Dreieinigkeit in den Geſtalten einzelner Perſonen von dem göttlichen Greiſe an, bis an die himmliſche Taube, ſind nicht genugthuend: der Triangel blos eine tropiſche Symbole: die Glorie mit dem heiligen Namen nichts als eine epiſtoli-

* S. 53.

ſche Hieroglyphe: die Wirkſamkeit unſrer Gottheit iſt nicht bildſam: einzelne Schutzgötter hat unſre Religion nicht: die Vorſteherſchaft beſonderer Weſen über beſondre Dinge kennet ſie nicht — wer wird ſich hier mit den Heiden vergleichen wollen?

Wo unſre Religion noch ſinnlichen Vorſtellungen Raum giebt, wo ſie ſich einer poetiſchen Bilderſprache bequemt: da iſt ſie — orientaliſch. Unter einem Volke gebildet, das ihr Gott auf alle Art von Bildniſſen abwenden wollte, in Gegenden, die das Uebermenſchliche ſuchten, in Nationen, die Verhüllungen des Körpers und Geheimniſſe des Geiſtes lieber verehren, als das offne Schöne lieben wollten — im Geiſt und in der Sprache dieſes Volks die ſinnliche Bilderſprache unſrer Religion alſo geoffenbaret; wer wird in ihr Offenbarungen für die Kunſt ſuchen wollen? Ueber das Bild von der ſeligen Abſarth Guſtav Adolphs iſt wieder leicht ſpotten,* und der Spott faſt ſo verächtlich, als das Bild ſelbſt; gar aber dieſes Bild als einen Revers mit der römiſchen Vergötterung anführen, vergleichen wollen? Der Spötter gebe uns nach chriſtlichen Begriffen eine Reihe ſolcher Verhimmlungen, als ſich auf griechiſchen und römiſchen Münzen Vergötterungen finden, und wir wollen ihm danken.

Ich ward auf eine unangenehme Weiſe hintergangen, da ich des Mery Mahlertheologie in die

* S. 26.

Hand nahm, um meinen alten Wunsch ausgeführt zu lesen: wie weit sich von den vornehmsten Gegenständen unsrer Religion mahlerische Vorstellungen geben lassen? Und eben so unangenehm getäuschet, da ich bei der Recension dieses Buchs in den Actis litterariis * ein genaues Urtheil, und die tief eindringenden Ergänzungen erwartete, die ein würdiger Kunstrichter jedesmal seinem Autor über solch eine Sache widerfahren lässet. Unser Künstler hat noch eine Ikonologie unsrer Religion zu wünschen, die ihn nicht blos vor unwürdigen Vorstellungen bewahre, sondern ihn mit würdigen Bildern versehe. — Auch auf Münzen ließe sich in keiner Sorte von Abbildungen eine solche Reihe abentheuerlicher, lächerlicher und unwürdiger Vorstellungen geben, als in dem, was an Religion trift: wer wird aber durch solch ein Lächen Geschmack zeigen wollen? Den ersten besten Griff in eine Münzensammlung christlicher, und insonderheit der mittlern barbarischen Mönchszeiten, und man wird von Gott und Belial, von Himmel und Hölle, von Engeln und Teufeln, von Märtyrern und Heiligen Bilder finden, nicht geschwind genug zu überschlagen. Selbst die beste Vorstellung des Christenthums, die betende Miene, die knieende Figur der Andacht scheint nicht für einen ewigen, offnen Anblick der Kunst die beste, so häufig uns der gothisch-papistische Mönchsgeschmack damit be-

* Vol. III.

ſchenket hat. Das wahre Gebet flieht in eine ſtille Kammer: es will ſich nicht zur Schau ſtellen laſſen: die vor allem anſchauenden Volke verzückte Miene kommt, bei dem langen Anblicke, der ärgernden Miene des Heuchlers zu nahe, und das iſt noch eine der würdigſten Kunſtvorſtellungen aus unſrer Religion!

2. Sinnbilder von Städten, Provinzen, Ländern geben auf den alten Münzen eine einfachere Bilderſprache, als in Zeiten, da die Heraldik eine zuſammengeſetzte künſtliche Wiſſenſchaft geworden, die allein beinahe die Lebenszeit eines Mannes fordert. Eine einfache Figur war dort die Symbole einer Stadt, einer Colonie, eines Landes; unſre Wappen ſind eine Zuſammenſetzung vieler Figuren, um deren Eine oft Ströme von Menſchenblut vergoſſen, deren keine alſo, wo es die Ehre und das Erbrecht des Münzherrn erfordert, ausgelaſſen werden darf, an deren Einer in künftigen Zeiten vielleicht ein ganzes Land gelegen ſeyn kann. Nun iſts leicht, in ſolchem Fall über die mit Bildern beladnen Münzen der Neuern zu ſpotten: * aber wie zu ändern? Der Rechtsgelehrte, der Staatskundige, der Heraldikus künftiger Zeiten wird, da die Sache einmal ſo iſt, uns für die geſchmackloſe Ueberladung der Münzfiguren vielleicht ſo danken, als ein Grieche vergangener Zeiten ſie wegwerfen würde. Wie alſo, da es höherer Urſachen wegen nicht anders ſeyn kann?

* S. 33. u. f.

Die Wappen, wie bekannt, ſind eine Erfindung und Anordnung der mittlern gothiſch-barbariſchen Turnierzeiten; ihre Schilde und Kreuze, und Sparren und Bandſtreifen, und Thierfiguren und Fahnen haben ihren Urſprung dem Zeitgeſchmacke zu danken, der ſich, als eine Vermiſchung des nordiſch-gothiſchen, des ſpaniſch-arabiſch-ritterlichen, des barbariſch-chriſtlichen Mönchsgeſchmacks, über Europa daherzog, Ritter- und Rieſenkämpfe, Turnier- und Kreuzzüge gebar, und, er wäre, was er wolle, nur wenig Ideen von der Tapferkeit eines griechiſchen oder römiſchen Helden in ſich hält — welcher Thor wird alſo dieſe unter jenen ſuchen? ſo verſchiedene Geſchöpfe ein alter griechiſcher und ein gothiſcher Held der mittlern Zeiten: ein römiſcher Patriot, der für ſein Vaterland, und ein andächtiger Kreuzkrieger, der auch, aber für ein anders Rom, römiſch geſinnet, für Papſt und Kirche fochte — ſo verſchieden dieſe: ſo verſchieden auch die Bilder ihrer Tapferkeit. In den Schilden und Helmen, in den Heroldsfiguren und Ehrenſtücken, in den Lilien, die keine Lilien ſind, in Drutenfüßen und Alpenkreuzen, in Kronen und Mützen, Helmdecken und Wappenzelten, wird da wohl eine Dea Roma oder das einfache Sinnbild einer griechiſchen Stadt wohnen? — Einmal ſind ſchon die Wappen höchſtverwilligte oder brüderlich-beliebte Charakterzeichen der Perſonen, Familien und Länder, daher die Anordnung und der Plan der Wap-

Adler, und andre Symbole, die in ihrer schönen Einförmigkeit so gern auf alten Münzen wiederkommen, und, so oft sie wiederkommen, noch immer dem Auge gefallen. Die öffentlichen Anreden und Geschenke, die Vergötterungen, Adoptionen, Vermählungen, Spiele, überhaupt die öffentlichen Gelegenheiten zu Münzen waren unverworrener, als jetzt, da man oft mit allen Bildern rings um die zusammengesetzte Idee herum gehet, ohne sie zu treffen, sie entweder halb und schielend ausdrückt, oder die Münze mit Symbolen überladen muß. Die Anlässe zu Münzen haben sich ins Große, und im Detail der anzudeutenden Umstände so sehr ins Kleine vermehret, daß mir grauet, über alle politische, kirchliche, gelehrte, kunst- und wissenschaftliche Situationen und Merkwürdigkeiten unserer Zeit Münzen nach alter Art anzugeben, wo man sie fordert und fordern kann. Gatterer hat angemerkt, daß die französischen Münzen auf die Geburt eines Kronprinzen sämmtlich nicht die concrete Idee ausdrücken, die sie ausdrükken sollen, sie sagen entweder zu viel, oder zu wenig — und wie, wenn sich ein philosophischer Theorist der Medaillenwissenschaft nun überhaupt darauf einlassen müßte, die Vorstellung aller vornehmsten Merkwürdigkeiten unsrer politisch so verfeinerten Zeiten, nach dem Geschmacke der Alten zu verbessern — welch Labyrinth! Ich sage kein Wort davon; denn wie viel wäre sonst zu sagen?

Wenig-

Wenigstens also nicht so ganz unsinnig, daß die neuern Münzen in ein topographisches, oder historisches, oder Ceremoniendetail * abgewichen sind, das die Alten nicht haben: Die heutigen Zeit- und Staatsläufte sind damit überhäuft, wie konnten die Bilder derselben frei bleiben? Geburt und Tod, Schlachten und Siege, Belagerungen und Eroberungen, Krönungen und Jubelfeste, Stiftungen und Friedensschlüsse, Aemter und Stände sind mit einem Getümmel individualisirender Umstände begleitet, die diese Begebenheit von allen ähnlichen Begebenheiten unterscheiden sollen. Nun ist freilich hier die Regel leicht zu geben: Abstrahire von allen diesen concreten Umständen einen Hauptbegriff, kleide ihn in Bild nach Art der Alten, und du hast eine Münze von Geschmack: allgemein hingesagt, ist dies Recipe, misce, fiet, leicht; aber anzuwenden? Daß jedesmal die Sache nur eben die bleibt und keine andere wird? Daß unter dem abstrakten Begriffe im Bilde, nicht die concrete Begebenheit verschwinde? Wahrhaftig schwerer! und ein vollständiges Repertorium besserer Vorstellungen geben im Geschmacke der Alten, und doch, daß unsre Welt omnimod angedeutet werde, vielleicht unmöglich. Ueberweg also vergleichen, trifft nicht. Das Mittelstück der Vergleichung schwankt; die sinnlich-abzubildende und abgebildete Welt der Alten ist nicht mehr unsre Welt.

* S. 32. 33. 34.

Nichts weniger, als daß ich hiemit die topographischen Beschreibungen unserer Schlachten und Siege, die Risse unsrer Städte und Vestungen, das Getümmel von Figuren bei einer Krönung oder Ankunft, das Gewühl von Kriegsgeräthschaft bei einer Belagerung, das lächerliche Freudenleben bei manchen Jubelfesten, alles Kinderzeug bei Geburten, und Himmelsanstalten bei dem Hintritt eines Wohl- oder Hochseligen retten oder loben wolle. Wer mag alle unzeitige oder gar lächerliche Münzhistorien lange ansehen? Daß aber überhaupt unsere Münzvorstellungen mehr ins Historische, ins genau Bestimmende einschlagen, als die Alten, das, sage ich, ist oft unvermeidlich, oft nöthig, und, wenn man erlauben will, auch nützlich. Münzen sind Denkmale einer Merkwürdigkeit an die Nachwelt — was sind sie, wenn sie nicht deutlich, nicht bestimmt reden? und wenn sie über unsre Welt von Denkwürdigkeiten nicht immer nach der Weise der Alten reden können? Immer lasset sie sich alsdann ihre eigne Weise nehmen. Mit allen Vorzügen der Alten hierinn sind nicht viele ihrer Münzen deswegen für uns undeutlich, weil sie zu wenig historisch, zu wenig individuell, zu abstrakt, zu allegorisch sind?

Nun stelle man sich nach Jahrhunderten eine Nachkommenschaft auf unsern Gräbern vor; eine gegen uns so fremde Nation, als wir gegen Griechen und Römer eine, die mit eben der Begierde in

der Geschichte von uns forschen wollte, mit der wir unter den Alten forschen. — Oder wenn wir ein solches Gericht einer Nation nicht erwarten dürfen: so lasset nur im Verfolg der Zeiten nachkommenden Gelehrten und Staatskundigen an genauen Denkmalen der Vorwelt gelegen seyn dürfen: wird ihnen etwa eine reine, würdige, historische Vorstellung nicht gelegner kommen, als eine hinter die Allegorie versteckte? als eine allegorisch halb-gesagte? als eine nur im Nebenbegriffe angedeutete? — In diesem Falle ist der Unterschied so, wie in den mancherlei Erzählungsarten der Geschichte. Die älteste Geschichte war Gedicht, war epischer Gesang — schön allerdings, in rührende Bilder gekleidet freilich, sogar mit täuschenden Fiktionen untermischt; aber Geschichte? Trockne Zeugnisse der Wahrheit? Wie verlassen ist der Geschichtschreiber in diesen Gegenden schöner poetischer Halbwahrheit, oder schöner halbwahrer Dichtung! Und was diese Mischung einen langen mythologischen Gesang hinunter, das ist sie, wenn eine neue Begebenheit hinter eine halbandeutende Allegorie versteckt wird, auf einer Münze, auf einem Denkmale für die Nachwelt.

Eben dazu ists schon, daß die Neuern ihren Medaillenvorstellungen eine größere Fläche, als je die Alten, eingeräumt haben. Möchten sie nur auch die historische Begebenheit so kurz, so anschaulich, so entladen von entbehrlichen Nebenumständen, von

Zierrathen aus einer fremden Zeit, und von verwirrender Dichtung vorstellen: möchten sie nur, statt immer neue Vorstellungen zu erkünsteln, bei wiederkommender Veranlassung auch gute, obgleich schon gebrauchte, Abbildungen wiederholen, und das Individuelle des gegenwärtigen Falls nur so leicht bestimmen, als möglich: freilich, so könnten wir, weil sich auch unsre Welt von Merkwürdigkeiten doch so oft wiederholet, auch einmal zu einer für uns eignen Ikonologie kommen, so bestimmt, als die Antike in ihrer Art; nur freilich ein gut Theil historischer, politischer, detaillirter.

4. Die vorzustellenden Personen nehmen in etwas an dieser Schwürigkeit Theil. Wenn es in den mittlern Zeiten reichsgängig war, den Kaiser sitzend auf einem halben Cirkel, oder auf einem Thore zwischen zween Thürmen abzubilden, als wären die Füße dem Bauche entwachsen; wer dürfte da bei solcher kaiserlichen majestätischen Stellung nicht an die Miene Vespasians beim Sueton gedenken: velut nitentis! Er mit Kron und Scepter, Schwert und Reichsapfel — einen Fürsten mit Helm und Panzer, in seiner Hermelindecke und Hermelinmütze, mit Fahn und Wappen reitend — der Bischof mit Hut und Stab und Kreuz und Oberrock — drei Heilige auf einer Zürcher Münze, mit einem Nimbus oben, statt des Haupts, das jeder Rumpf zum Zeichen ihres Märtyrerthums in der Hand hält. — Diese

erzwungene Tracht und Stellung, die faſt jedes Land, des guten Herkommens wegen, ſeinen Fürſten und Herren giebt, durchlaufen; und dann an das freie Kopfbild eines Alexanders zurück gedacht — welch ein Unterſchied! wo wohnt das freie Schöne?

Mich wundert, wie Kloß über die geharniſchten Bruſtbilder auf unſern Münzen ſo fremde, als ein Kind, thut: * "Wider das Coſtume ſind ſie doch: „den alten Römern ſind ſie nicht nachgeahmt, den „byzantiniſchen Kaiſern auch nicht ſo recht: ſie müſ„ſen endlich wohl aus Rüſtungen verſchiedener Zei„ten zuſammengeſetzt ſeyn.„ — — So wenig ich in dergleichen reichsurkundlichen Sachen beleſen ſeyn mag, ſo weiß ich doch, auſſer der Zeit unſers Coſtümes, (in die kein Schüler der Numismatik ihre Erfindung ſetzen wird,) auſſer der römiſchen und byzantiniſchen Rüſtung, noch eine mittlere Zeit deutſchen Ritterthums, da die Herzoge und Grafen von den Kaiſern in denen ihnen anvertraueten Ländern zu Heerführern der Ritterſchaft verordnet geweſen, da dieſe durch ſolche Turnier- und Heldenrüſtung ſich unterſchieden, da alſo die Herzoge ihr Heerführerthum durch Harniſche und Ritteraufzüge auch auf Münzen ſignaliſirten; ſie als herzogliche Inſignien und Gerechtſame behielten u. ſ. w.; dies weiß ich, und wer ſollte das nicht wiſſen?

Und weiß man das; wem wird die weitläuftige

* S. 79. 80. u. f.

prächtige Anmahnung: "die Fürsten sollten doch be„denken, daß sie ihre Münzen für die Nachwelt „schlagen lassen, daß diese ja der spätesten Nachkom„menschaft ihren Geschmack verkündigen sollen: die „geharnischten Brustbilder wären doch wider das Ueb„liche unsrer Zeiten: an Münzen und Statuen des „Alterthums fände er doch solche Rüstung nicht: an „byzantinischen Kaisern auch nicht so ganz: sie bleibe „doch für unsre Zeiten fremde: sie stelle doch eine „Sache vor, die wir in der Natur nicht mehr se„hen: die Römer hätten sich doch nie in ägyptischer „Kleidung, oder mit parthischen Tiaren abbilden las„sen: man brächte damit der Nachkommenschaft nichts „als ganz falsche Begriffe von den Trachten unsrer „Zeit bei„ — — und was der Verfasser darüber auf sieben Seiten Gelehrtes und Zurechtweisendes von Heliogabalus und Childerich, von Alexander und Aristobulus sagen möge, wer wird die ganze Ermahnungsrede nicht so fade als möglich finden? Wenn die liebe Nachkommenschaft nur etwas weiß, so weiß sie, daß dies nicht eine Tracht unseres Ueblichen im gemeinen Leben, sondern ein fürstliches Herkommen, das Insigne eines gewissen Ranges, gewesen: daß sie bei fürstlichen Installationen in Deutschland urkundlich sey: so weiß sie, daß, wenn der Papst nicht täglich seine dreifache Krone trage, er sich dieselbe doch anmasse, und daß, wenn Ihre Herrlichkeiten den breiten Halskragen nicht über den Harnisch zu binden

befugt sind, sie es auch nicht thun werden, wie der Hr. Verfasser meinet: so weiß sie — — und das weiß ja jeder Schüler der Reichsgeschichte.

Nun mag es etwa der Affe eines Löwen, das ist, nach Klotzens Fabeldeutung, der Künstler und Historiograph eines Fürsten, ausmachen, wie weit Seine Durchlauchten dies Erz abschütteln können, oder nicht? Aber dazu gehört wahrhaftig kein geheimder Rath, es auszumachen, daß kein Fürst unserer Zeiten diese Rüstung ersonnen, um "der spätesten Nachkommenschaft seinen Geschmack zu verkündigen, um „den Enkeln die vortheilhafteste Schilderung von sich „zu überlassen." Dazu gehört auch kein erster Philologe der Nachwelt, um etwa das Costume unserer Zeit daher zu muthmassen, so wenig die Ammonshörner Alexanders und Lysimachus uns auf den Verdacht bringen, als wäre er eine gehörnte Mißgeburt gewesen. Wenn sich indessen ein Fürst einem solchen Insigne auch nur des Herkommens, des Ranges, des Nationellen bei seiner Huldigung und Krönung wegen bequemt — immer sey er zu beklagen; denn hinter welchen Fässern und Gewändern muß ich nicht einen solchen König Saul suchen? aber auch der Unterschied werde erwogen zwischen einer Zeit, die ihre Fürsten frei hinstellt, und einer Zeit, die sie nach Recht und Herkommen zu einem spanischen Mantel, oder zur Tonne des Diogenes verurtheilt — wer wird das verkennen?

5. Ich komme auf die Inſchriften, zu denen ich hier ſowohl Titel, als Legenden rechne. Titel! mit welchem Ballaſt ſind unſre Fürſten nicht überladen? mit dieſem des Erbrechts, der Familie, eines hiſtoriſchen Umſtandes, einer Proteſtation wegen, mit jenem der wirklichen Beſitze halben — wo iſt hier die edle Armuth der Griechen und Römer? Der Römer war Herr und Kaiſer der Welt, nichts mehr dünkte er ſich, aber auch nichts weniger: Ein Titel alſo ſeiner römiſchen Größe und Hoheit; jeder übrige Zuſatz nach Provinzen und Ländern wäre für ihn (ich nehme den Fall der Eroberung aus) verkleinernd. Ein Imperator, Caesar, Dictator, Pater Patriae, war genug, um gleichſam den Einen zu bezeichnen, der nicht ſeines gleichen hat —

Unde nil majus generatur ipso,
Nec viget quidquam simile aut secundum.

Das Titulaturrecht unſrer heutigen Fürſten muß von dieſer römiſchen Größe mehr in die Currentmünze der Titel gehen. Hier dieſe Acquiſition, dort jene Gerechtſame, dort jene Anwartſchaft von Gottes Gnaden: ſie muß nicht vergeſſen werden, und ſo kommt eine Titelreihe heraus, die oft auch die Münze beſäet. So mache man, wird man ſagen, dieſe zu keiner Heroldstafel, und laſſe ſie weg! Gut, aber die laſſe man doch nicht weg, die in dieſer Situation mit zur Beſtimmung, zur hiſtoriſchen Erklärung gehören? Und eben dies, wie ſehr läuft

oft ins Detail? Um nur der Nachwelt deutlich zu seyn, um diesen von so manchen andern Fürsten zu unterscheiden — welche Unterschiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte! Um eben diese und keine andre Denkwürdigkeit der Nachwelt aus unsrer Staatsverfassung zu erklären — welche Unterschiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte!

Griechen und Römer inscribirten in ihrer Sprache, und man kennet dieselben nach ihrer Stärke und Hoheit, nach ihrer Kürze und Nachdruck; verläumden will ich die unsrige nicht: sie hat in manchem sogar Vorzüge; aber zur schönen Aufschrift einer schönen Münzallegorie ist sie nicht gebildet. Nicht gebildet dazu in der Form der Buchstaben, in den hart und vielfach zusammengesetzten Bestandtheilen der Wörter, in dem Bau der Rede, der sich weniger mit einem ausgerissenen Casu, oder einer ellipsirten Construktion verträgt, in dem Geiste der Sprache, der sich hierinn eben so weit von der offnen χαρις der Griechen, von der elegantia inscriptionum der Römer, als von der französischen Pointe, entfernen dürfte. Unsre Sprache hat ihre gothischen Buchstaben, die gut erscheinen mögen, nur nicht auf Metall: sie hat ihre vielen Konsonanten, die in einem starken Gedichte so prächtig klingen, als sie auf einer Münze schwer zu buchstabiren, noch schwerer abzukürzen sind: sie liebt den vollen Bau der Rede,

mit Artikeln, Verschränkungen und Construktionen, ohne Ellipsen, ohne einzelne Redetheile: sie liebt auch im Sinne mehr das voll und ausführlich Gesagte, als das schon Andeutende der Griechen und und Römer: sie ist also nicht, wie diese, zur Münzenaufschrift. Was soll hier ein geschmackvoller Tadel über den Mangel an Geschmack in einer Sache, wo es an etwas mehr fehlt, als diesem?

So nehme man die römische Sprache statt der unsrigen! Gut gesagt! aber ist denn auch die Münze so national, als die römische war? so einem jeden verständig? so fürs Publikum, als jene? — Zudem: "man brauche die römische: „ aber, ans Landsübliche, ans Costume nicht zu denken, wird man sie auch als ein Römer brauchen? Ist die römische denn auch für unsre Welt von Münzdenkwürdigkeiten gebildet? wird man nicht oft, indem man alte Worte auf neue Gebräuche anwendet, Centauren schmieden? Vermischungen der Zeiten und Länder, die einem Nachkommen befremdlich seyn müssen, schielende Uebertragungen römischer Worte und Begriffe unter deutsche oder neuere Begriffe überhaupt, für einen Kenner beider Zeiten unausstehlich. Die griechische und römische Sprache war national: die Denkwürdigkeiten, welche auf Münzen kamen, national, eines also für das andre gebildet: Körper und Seele. Ist aber die römische Sprache für unsre Welt von Merkwürdigkeiten, oder diese für jene ursprünglich

gebildet worden? und doch soll eine die andre ausdrücken? So stoßen sich zwo Zeiten und Völker, wie jene Zwillinge im Leibe der Mutter! — —

Will man also zur Nationalsprache zurück kehren, und einigermassen doch die sinnreiche Einfalt, die edle Kürze, gleichsam die Poesie in Gedanken und Worten, ersetzen, die sich bei den Alten findet — ach! unsre Sprache bietet uns auch eine Poesie dar, aber sinnreiche Leberreime, oder gar frostige Wortspiele. So wie die Nordländer in der Dichtkunst die Harmonie der Alten durch Reime nach ihrer Art zu ersetzen gesucht: so auch auf Münzen durch Reime — aber welche Ersetzung! National freilich, oft sinnreich genug und oft nicht blos für den Pöbel, sondern auch für den Weisen, sinnreich; aber eine Ersetzung der griechischen und römischen Einfalt? Ich sehe von beiden Seiten Schwierigkeiten: Klotz sieht keine, und stimmt eine Elegie über den pöbelhaften Geschmack der Neuern an.

Weiter mag ich mich nicht einlassen, in die unendliche Verschiedenheit der alten und neuen numismatischen Münzgesetze, Künstler, einzelnen Veranlassungen, des äussern Werths und Zubehörs; noch zum Schluß eine allgemeine Anmerkung, die Anfang hätte seyn sollen.

6. Die Alten hatten überhaupt mehr Bildersprache, mehr allegorische Dichtung, als wir. Von

Dichtern war ihre Sprache gebildet, und da, bei den Griechen insonderheit, die älteſten Dichter Liebhaber von Bildern, Metaphern, und Allegorien waren, welch ein Schatz lag gleichſam ſchon in der Sprache, theils im Geſchlechte, theils in Form, theils in Bedeutung der Worte! Ihre dichteriſche Sprache war allegoriſchen Aufſchriften gleichſam in die Hand gebildet! Allegorien wurden aus der Sprache geſchöpft, und mit der Sprache, aus der ſie geſchöpft waren, begleitet — welche gute Lage!

Zudem: Die erſte Schrift und die erſte Sprache iſt eine Mahlerei von Begriffen: mit der Zeit kommen in beide künſtliche Abkürzungen der Bilder: mit der Zeit verlieren ſich gar viele Bilder ſelbſt, und es bleiben allgemeine Begriffe. Wo ſind wir nun in der Reihe der Völker und Zeiten? ohne Zweifel dieſem Ende näher, als jenem. Die meiſten Allegorien allgemeiner Begriffe nach Griechen, Römern, zumal Aegyptern, ſind uns ſchon fremde: die meiſten, die z. E. auch Winkelmann aus den Alten anführt, erkennen wir kaum mehr unter ſolcher Geſtalt: ſie ſind nach unſrer Horizonthöhe beinahe ſchon über das ſinnliche Bild erhoben, oder wenigſtens ſo oft von jenen Vorſtellungen abgewichen, als wären ſie nicht mehr dieſelbe. In dieſer, meines Wiſſens noch nicht ſo bemerkten, Ausſicht ſollte man das Winkelmanniſche Werk* durchgehen,

* Ueber die Allegorie. Getadelt genug hat man dieſen Verſuch,

ſo würde man ſehen, wie, vorzüglich bei den Aegyptern, (denn ſie ſind die älteſten,) ſodann bei Griechen und Römern, Tugenden und Laſter und abſtrakte Ideen von allerlei Art faſt immer eine andre Geſtalt gehabt, als bei uns, wenigſtens hie und da von einer Nebenſeite angeſehen worden, die ſie bei uns verlohren. Oft iſt das allegoriſche Bild einer Tugend, einer abſtrakten Idee nach griechiſcher Art mit dem Namen derſelben nach dem Sinne unſerer Zeit, eine Geſellſchaft zwoer Perſonen, die ſich ſehr ſeltſam zuſammen finden.

Noch eine augenſcheinliche Folge. Dichter haben den Alten ihre Allegorie und Sprache ange-bildet: national war alſo ihre Bilderſprache, und wenn ſie entlehnt war, ſo wurde ſie nationaliſiret. Der Unterſchied wird wichtig: denn bei uns iſt eine Bilderſprache ſo patronymiſch nicht. Dort konnte alles auf einem Wege fortgehen: der Dichter hatte durch ſeine poetiſche Bilderſprache das Volk gebildet: der Weiſe, der nach ihm kam, trat, ſo viel er konnte, in ſeine Fußſtapfen: er bediente ſich des Bilderſchatzes, den jener in die Sprache gelegt, nach ſeinen Zwecken: er bildete die Allegorien des

der doch nichts als Verſuch ſeyn ſollte; aber recenſirt, in der vorgeſteckten Ausſicht durchgegangen? Ich weiß nicht. Und ſie iſt die einzige, nach der man die Frage entſcheiden kann, wie weit wir den Alten nachallegoriſiren können, oder nicht?

erſtern zu Weſen ſeiner Art um: er wurde ein Plato gegen einen Homer. An ſeiner Hand gieng der dritte Mann, der Künſtler, und erhob jene Bilderſprache der Dichter und Weiſen zum ſchönſten Anſchauen. Die Götter, die der Dichter dem Volke ſang, und der Weiſe erklärte, ſchuf der Künſtler ihm vor: die Ideen, die es in alten geerbten und frühergelernten Geſängen auf der Zunge, und aus dem Munde des Weiſen gleichſam im Ohre hatte, ſtanden ihm in den Werken des Künſtlers vor Augen — durch alles ward alſo ein poetiſches, ein allegoriſches Publikum gebildet, das die Bilderſprache verſtand, fühlte, beurtheilte, fortpflanzte. Die Allegorie hatte tiefe Wurzeln in allem, was national heißt, geſchlagen, in Sprachen, Gedichten, Philoſophien, Kunſtwerken: ſie gehörte zur Cultur des Volks, ſie ward Denkart des Publikums.

Unſer Publikum iſt aus dieſem Gleiſe der Cultur, aus dieſem Vehikulum der Denkart hinaus. Wenige Bilder ausgenommen, und die Ikonographie der Alten iſt uns nicht nationell; nicht aus unſrer Sprache geſchöpft, und oft nicht einmal mit dieſer ſtimmend; nicht aus unſern angebohrnen Idolen, in denen wir uns als Kinder allgemeine Begriffe denken, gebildet, und oft denſelben widerſprechend — nicht alſo dem Auge des gemeinen guten Verſtandes unter uns kennbar, nicht alſo national.

Die Idole etwa und Märchen, in die unsre Kindheit allgemeine Begriffe kleidet, sind gothisch, oft ungeheuer, fast niemals für die Kunst. Sie sind nicht von griechischen Dichtern der Schönheit, sondern durch nordische Märchen eingepflanzet: einige von ihnen bestätigt unsre Sprache, die sich nach ihnen bequemet: alle aber sind gegen die Menge griechischer Nationalbilder nur ein verschwindendes Zwei oder Drei. In den Schatten der Jahrhunderte sind sie verschwunden; und für die Kunst haben wir auch an solchen gothischen Gestalten der Einbildungskraft nichts verlohren. Die reinere Wissenschaft, die in unsern nordischen Gegenden durchaus freier von solchen Hüllen der Mittagsländer gedacht wird, die Cultur des Publikums nach unsrer unsinnlichen Religion und unsinnlichen Philosophie hat sie vertrieben: wir haben also kein dichterisches, allegorisches Publikum mehr.

Und können uns die Allegorien der Alten dazu machen? Selten sind diese ja unserm Volke, (ich sage nicht, unserm Pöbel,) kennbar: oft ihm ja so unverständlich, als die lateinische Ueberschrift ringsum. So wie es nach unsrer gelehrten Handwerksbildung in manchen Ländern dem Pöbel zur Synonyme geworden: er ist ein Lateiner, das ist ein Gelehrter: so wenigstens in diesem Falle ist die Ikonologie der Alten eine Ueberpflanzung fremder Nationalbilder, sich in ihnen Götter zu denken, die wir

nicht haben, Städte und Länder in Schutzgöttinnen und Genien zu denken, die wir nicht kennen, Tugenden und Laster denken, wie wir sie nicht denken wollen, allgemeine Begriffe zu denken, ohne daß wir sie in den Symbolen sehen. Sie ist also ein gelehrtes Rüstzeug, ich will nicht sagen Spielzeug, aus fremden Ländern, das unter uns keinen Markt des Anschauens, kein Publikum hat.

Eben hiemit ist Klotzen ein unerklärlicher leidesvoller Unterschied erklärt:* „Mit den Sinnbildern „auf alten Münzen konnte der Lehrer des Geschmacks, „der Dichter, der Künstler zufrieden seyn. Den „neuern Vorstellungen widerspricht oft Vernunft, „Geschmack und Kunst. Wer wollte es wagen, die „Vorstellungen auf neuern Münzen mit den Bildern unsrer Dichter zu vergleichen? Gleichwohl „hat Addison mit den alten Münzen und Versen „dieses gethan: Er hat oft eine große Aehnlichkeit zwischen beiden bemerkt, und Ursache gefunden, den feinen Geschmack dessen zu loben, „der die Vorstellung zu einer Münze angegeben. „Der Poet hat die Idee mit eben dem „Bilde, welches der Stempelschneider „gebraucht, um einen Gedanken sinnlich „zu machen.„ Wie man sieht, bleibt alles im Unterschiede der Alten und Neuern bei ihm eine qualitas

* S. 55. 56.

qualitas occulta des Geſchmacks zum Staunen. Freilich konnte der Dichter mit ſolchen Münzvorſtellungen zufrieden ſeyn: denn ſie waren aus ihm geſchöpft, oder wenigſtens nach der Denkart gebildet, die er dem Weiſen, dem Künſtler, dem Lehrer des Geſchmacks, die alle Söhne ſeines Geſchlechts waren, angeſchaffen. Freilich laſſen ſich Verſe und Münzen unter den Alten vergleichen: was aber jetzt in Addiſon eine ſolche gelehrte und Geſchmackshexerei iſt, das konnte unter den Alten ein jeder wohlerzogner, gebildeter Mann. Wenn er durch Dichter gebildet war, wenn einem Publikum in Griechenland Dichterverſe und poetiſche Bilder ihrer Mythologie im Kopfe ſchwebten, ohngefähr auf die Art, als unſerm Volke Kirchenlieder, Bibelſprüche, (eine Vergleichung, die hier blos Nationalunterſchied ſeyn ſoll,) die wenn die Sprache und die Erziehung ſolchen anſchaulichen Vorſtellungen entſprach — was natürlicher, als eine Vergleichung zwiſchen Bildern und Verſen? was aber auch unnatürlicher, als bei uns ſolche Vergleichung zu fordern? Die Münzallegorien ſind uns meiſtens überbrachte Ideen: unſre Dichter aber, der Muſe ſey Dank! uns national — ich ſehe keine Parallele. Die Münzvorſtellungen aus den Alten entſprechen höchſtens auch den Dichtern der Alten; und ſo ſehr dieſe auch unſrer lieben Schuljugend eingeprägt werden: ſo haben wir doch nimmer ein atiſches, ein römiſches Publikum, das, wie jenes,

nach dieſen Dichtern gebildet wäre. Die lange Deklamation Klotzens über die Parallele, vom Geſchmack auf Münzen,* der ſich zu unſrer Zeit, unter der Regierung Friedrichs des Großen, angefangen, und von claſſiſchen Schriftſtellern, die unſern Zeitpunkt allen Völkern und der ſpäteſten Nachkommenſchaft bewundernswürdig machen werden, die ganze Parallele iſt in Vergleichung der Alten link.

3.

Ein Büchlein über die Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen; und dies Büchlein wird ſeinem größten Theile nach, nichts als eine Vergleichung der Alten und Neuern: und dieſe Vergleichung wieder nichts als ein Preis des Geſchmacks der Alten, und eine Satyre auf den Münzengeſchmack der Neuern. Beiderlei Arten des Geſchmacks als die Produktion einer ganzen Zeitverfaſſung und Nationaldenkart anzuſehen, den Unterſchied zu entwickeln, der ſich zwiſchen der numismatiſchen Welt der Alten und der Neuern in Bilderſprache der Religion, in den Symbolen der Länder, in den Allegorien der Begebenheiten, in dem Cerimoniel der Perſonen, in der Sprache der Aufſchriften, in dem Publikum, das Münzen erfand, ſah und beurtheilte, in allen äußern Umſtänden der Numismatik ereignet, dieſen himmelweiten Unterſchied, von dem ich einige Schatten-

* S. 70 — 76.

züge entworfen, vergißt er; ſchreibt dem lieben Addiſon nach, macht deſſen Geſpräche zur ſeinen Satyre, zur lahmſten Strafpredigt über den übeln Münzengeſchmack unſrer Zeit, von Fürſten an bis zu Münzenſtemplern, zu —

Und das iſt ſein Beitrag zur Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen. Eine Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen, was iſt ſie, wenn ſie uns bei den Griechen die Urſachen des Geſchmacks nicht entwickelt: jetzt Griechen und Römer vergleicht, und auch bei dieſen nichts erkläret? Was iſt ſie, wenn ſie nicht genau auf die Veranlaſſungen merket, durch welche der Geſchmack fiel, den falſchen Geſchmack, der ſich ſtatt des römiſchen einſchlich, nicht zergliedert, dieſen neuen gothiſch-chriſtlichen Geſchmack nicht bis auf ſeine Quellen, und bis in die Abgründe der Diplomatik, Heraldik und Staatsgeſchichte, die ſeine Abflüſſe ſind, verfolgt, auf keine ſeiner Hauptveränderungen merket, die Reformation des Geſchmacks, die eigentlichen Verdienſte der Reformatoren nicht beſtimmet, dem Laufe ihrer Verbeſſerungen nicht nachgehet: die Reſte des alten Herkommens, die ſich ihm widerſetzten, nicht prüfet: und an eine Anleitung denkt, uns zu unſrer numismatiſchen Welt ein Münzenkabinet nach dem Geſchmakke der Alten zu ſammlen — was iſt ſie, wenn ſie nichts von dieſem iſt?

Ein paarmal berührt Klotz etwas hievon, aber

beidemal ists Ausschweifung, und es wird grobe Falschheit. "Bei den Griechen, sagt er,* hatten „die Künste überhaupt engere Schranken, als bei „uns. Wir erlauben ihnen gröstentheils die Nach„ahmung eines jeden Körpers, ohne daß die Kunst „durch die Würde des Gegenstandes veredelt würde. „Der Grieche hatte ihnen blos die Nachahmung „schöner Körper verstattet." Wer Lessings Laokoon gelesen, weiß, wem die Bemerkung zugehöre: dafür aber, daß Lessing Klotzen eine Bemerkung lieh, schenkt dieser ihm großmüthig eine Verbesserung: „Entgegengesetzte Zeugnisse der Schriftsteller und „Beispiele der Künstler bestimmen mich, dieser „Beobachtung engere Gränzen zu setzen, und sie blos „auf öffentliche Denkmäler einzuschränken." — Die Verbesserung in ihrem Werthe und Unwerthe, was thut dies auf die Münzen? gehören die auch zu den öffentlichen Denkmälern, die nichts, als das Schöne, bilderen?

Allerdings, sagt Klotz:** "Auf alten Münzen finden wir weder häßliche, noch schreckliche Vorstellungen. Zwei derselben zeigen uns die Furien: „aber in welcher Gestalt? Nicht mit den furchtbaren Gesichtszügen, welche der Grimm auf neuern „Werken vorstellt. Blos Fackeln und Dolche zeigen diese Göttinnen an. Uebrigens ist auch die „Münze, welche die Einwohner Antiochiens zu Ehren

* S. 40. ** S. 43.

„ren des jüngern Philipps haben schlagen lassen,
„aus der Zeit, da die Blüthe der Künste längst ver-
„schwunden und mit ihr zugleich der Begriff
„der Schönheit aus den Seelen der Sterb-
„lichen entwichen war. Wie ungleich sind hier-
„innen die neuern Stempelschneider den Alten!„ Offenbarer gesagt kann nichts seyn. Es werden in der Folge* an dem himmlischen Gesichte der Meduse sogar die Schlangen in Erwägung gezogen, und aus vier verschiednen Ursachen gerechtfertigt, daß "diese „ein Sinnbild des Wohlthuns und des Heils gewe-„sen, daher sie viele Götter zur Symbole geführet, „daß Hogarth in ihnen das wellenförmige Schö-„ne suche, daß sie mehr zieren, als verstellen: daß „endlich, und insonderheit Griechen und Römer über „diesen Punkt ein von dem unsern ganz verschiednes „Gefühl, einen ganz besondern Schlangenappetit ge-„habt;„ und der Recensent des Hrn. Klotz findet eben die letzte Bemerkung von den Schlangen gar nach dem Geschmack der Alten, vorzüglich wichtig. Ich kann also nach Klotzen bis auf die Schlangen, bis auf zwo Münzen mit Furien nichts allgemeiners vestsetzen, als "daß auf alten Münzen „sich gar nicht, weder häßliche, noch schreckliche Fi-„guren finden.„

Ich nehme indeß ein Paar Bücher zur Hand, die Klotz zur Hand gehabt haben muß, weil er sie

* S. 46.

anführt, und ſo zuerſt den lieben Beger: und in ihm mehr als eine Vorſtellung auf alten Münzen von Schweinen, fürchterlichen Löwenhäuptern ohne die freundliche Miene der Meduſe, die zum Küſſen einladet, das bekannte unförmliche Sinnbild Siciliens, drei Füße, rings um ein Haupt voll Schlangen: und andre, nicht eben ſo unhäßliche, oder unſchreckliche Figuren, die Eule der Minerva ungerechnet. Ich nehme Haym: da Scorpionen, Elephanten, brüllende Löwen, Ochſenhäupter, Nachteulen, kämpfende Schlangen: ſo Geßner, ſo andre — keine Sammlung alter Münzen geht von ſolchen Vorſtellungen ganz leer aus.

Ja, wird Kloß ſagen, das waren Sinnbilder von Städten, von Ländern. Nicht alle, und doch von griechiſchen Städten? von griechiſchen Ländern? doch Vorſtellungen auf griechiſchen Münzen? Sie ſtehen mit keinem mindern Rechte darauf, als Furien nicht darauf ſtehen können, weil ſie keine Schutzgöttinnen, keine Sinnbilder von Städten waren. Wie? weil Ganymed oder Antäus auf keiner Münze Bild giebt: wer wollte deswegen deuten? Erſt beweiſe man, daß Furien auf Münzen gehören, wenn, daß ſie nicht da ſind, etwas beweiſen ſoll.

Ueberhaupt beſtimmet Kloß das Allegoriſche der Münzen ſo, daß man ſieht, er habe vom Münzenartigen ſeltne Begriffe. Winkelmanns Erklärungen

der Allegorie zu folgen, ist gut; nur ihnen mit Einschränkung auf Münzen zu folgen, noch besser. Da er seinen Versuch von der Allegorie überhaupt für die bildenden Künste, nicht blos für die Münzen, geschrieben: so sind seine Regeln ohne Bestimmung auf diese zu lax, zu weit, und nichts unsicherer, als der Klotzische Satz: "die Pflichten des „Mahlers sind auch die Pflichten des Stempelschneiders, nur daß jener ein geräumigeres Feld hat." Nicht doch! die Allegorien auf Münzen haben ihre eigne Natur; sie sind nicht etwa blos wie Mahlereien, der Kunst selbst, sondern allemal der Deutung wegen da: sie sind mnemonisch. Das Bild als Bild ist nichts; der Sinn des Bildes ist Alles. In allen Schriften wirft Klotz Münzen, Gemmen, Mahlereien, Statuen grausam durcheinander; und kaum kann Etwas verschiedners an Natur, Zweck und Gesetzen seyn! Ein Kunstwerk ist der Kunst wegen da: aber bei einem Symbole, es sey der Religion, oder der politischen Verfassung, oder der Geschichte gewidmet, ist die Kunst dienend, eine Helferinn zu einem andern Zwecke, so bei der Münze. Lasset uns also die Griechen nicht auf unrechte Art loben: sie widersprechen solchem Lobe, und es wird Tadel auf sie: es wird Unwissenheit für uns.

Auf der andern Seite, lasset uns auch die Neuern nicht ohne Ursache tadeln. Ich will ihre, "durch

„die häßlichſten Verzerrungen des Geſichts verunſtal„teten, Ungeheuer, die Klotzens Auge beleidigen, „das ſich an die griechiſche Schönheit gewöhnt hat,„ nicht vertheidigen; aber ſo billig ſollte man doch auch ſeyn, zu fragen: iſt dieſes Ungeheuer die Haupt- oder nur eine Nebenvorſtellung? Wenn z. E. ein Herkules, als Drachentödter, zum Sinnbilde der Tapferkeit da ſtünde, und der Drache ſelbſt ein häßliches Ungeheuer wäre: nicht der Drache, der Drachentödter iſt das Bild, und jener nur eine unterliegende Vorſtellung. Daß die Alten eben ſo gedacht haben, bezeugen eine Menge Gemmen und Gemählde, die ja doch eigentlichere Kunſtwerke, als Münzen, ſind —

Nebenfiguren alſo, aber, wenn ſie auch ſelbſt Hauptfiguren wären, noch ſind ſie auf Münzen nichts als Revers; man kehre um, ſo hat man die Deutung. Das ekle Auge des Verfaſſers, das ſich an griechiſche Schönheit gewöhnt hat, wird am meiſten von holländiſchen Münzen beleidigt. "Die Zwie„tracht, die Tyrannei, die Grauſamkeit ſind als „Ungeheuer mit der größten Häßlichkeit vorgeſtellt,„ und ſogleich hat Kloß den bekannteſten Tadel ihrer Mahler und ein Sprüchlein aus Hagedorn fertig, das hier ſo hingehört, als Fauſt aufs Auge. Auch ich ſehe lieber das Schöne, als das Häßliche, lieber das Liebliche, als Carrikaturen; wie aber? wenn die Enthauptung Karls des Erſten durch kein lachendes

Geſicht, und durch keine Amors angedeutet werden konnte, und das wüthende, vielköpfigte Volk alſo als ein vielköpfigtes Schlangenungeheuer erſcheint — und neben an das traurige Haupt des Königes auf dem Boden — wird da nicht die Vorſtellung von dem Sinne von der Allegorie gleichſam verſchlungen? Und iſt dies Bild denn anders geſchlagen, als um ſo verſchlungen zu werden? und wird je eine Münze als absolutes Kunſtwerk gepräget? Iſt ſie je unter den Griechen anders, als zum Denkmale gepräget worden? — — So vergißt der Autor die erſten Grundſätze der Künſte, und verwirret ihre Gränzen. Er nimmt ſie als Kunſtwerke und nicht als Denkmale; die Kunſt bei ihnen nicht als Hülfsmittel des Bedeutenden, den Künſtler nicht als Handarbeiter — ſo ſchreibt er von ihnen, und verkennet ihre Natur.

Und das iſt Alles, was Kloß unter den Griechen fand, um ihnen ihren Rang im Münzengeſchmacke zu geben? — Ja! Und unter den Römern an ihrem Theil nichts beſonders? Wenig, als eine ſichre Parallele mit den Griechen, die hier nicht hingehört, und über die ich zu anderer Zeit reden werde. Und nichts beſtimmtes an Urſachen, die den guten Geſchmack herunter gebracht? Nein! Und nichts vom diplomatiſchen, heraldiſchen und rechtlichen Urſprunge unſers Münzengeſchmacks? Auch nein! — O des ſonderbaren Beitrages zu einer Geſchichte!

4.

"Ich thue dem Verfaſſer vielleicht Unrecht: Ein „Beitrag kann ja ſo viel oder ſo wenig beitragen, „als er will.„ — — Ey! ſo muß Kloß nicht groß-ſprechen: denn wie er jetzt ankündiget, hat er über einem weit weitern Thema gearbeitet, als ich geſucht habe — nicht blos an einer Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen, ſondern gar an einer Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte bei einem Volk aus Münzen. Dieſen Faden will er über die merkwürdigſten Perioden der Geſchichte, über Völker und Zeiten verfolgen, und aus ihnen lieſern eine Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte überhaupt aus Münzen.

Das iſt freilich noch mehr! auf einer Münze mag ſich immer der Geſchmack einer Nation offenbaren dürfen: aber daß ſie eigentlich eine Tafel des Geſchmacks einer ganzen Nation vorſtellen ſollte, vorſtellen müßte?— Dem erſten Anblicke ſcheint das ſchon gewagt. Auf einer Münze mag ſich immer Kunſt, und, wenn man will, auch Künſte offenbaren dürfen; daß ſie aber eigentlich eine Zeuginn über die Kunſt, ja über die Künſte ſeyn ſollte, ſeyn müßte — noch gewagter: und das iſt doch "die Ausführung der Sache, die ich mir vorge„ſetzt habe. Meine Abſicht iſt, aus den Münzen „gleichſam eine Geſchichte des Geſchmacks und der „Künſte zuſammenzuſetzen, und ihre Blüthe, oder

„ihren Verfall aus denselben zu beurtheilen. Ich „werde daher, u. s. w.„ — — Mich dünkt, den Verfasser übernahm, was niemand, als etwa ein Sohn der Sybille, ausführen kann.

Die schöne griechische Münze, und freilich läßt sich viel daraus ersehen. Das Volk, dem sie gehört, muß gebildet seyn, Commerz haben, Sinnbilder haben, eine gebildete Sprache haben, Zeichner und Stempelschneider haben, oder gehabt haben: das sehe ich. Träte ich auf ein fremdes Eiland und fände Münzen, von denen ich vermuthen könnte, daß sie kein Fremder verloren: so wären diese Muthmassungen fertig. Aber eine Geschichte ihres Geschmacks und ihrer Künste, den Inbegriff ihres Geschmacks und ihrer Künste — unmöglich. Ob sie Dichter oder Weltweise, Bildhauer, Tonkünstler und Tänzer neben ihren Stempelschneidern gehabt, ob ihr Zeitpunkt des Geschmacks ihnen eigen oder einer Colonie, ob ein langes oder kurzes Drama gewesen, sehe ich das aus einer Münze? Und ist nicht eben diese frappante Intonation: ich will aus Münzen eine Geschichte des Geschmacks und der Künste geben! nach allen Zeitungspanegyriken auf Klotz, sein erstes Verdienst bei diesem ganzen Buche? Indianer, Perser, Araber! was kann man aus euren Münzen nicht weissagen?

Jetzt eine Sammlung, oder, wenn man kann, die ganze Menge griechischer Münzen: und zwar,

welches noch angenommener heißt, in ihrer Zeitfolge nach und neben einander — allerdings kann man jetzt vieles auf die Nation schließen, was Geschichte, Regierung, Beschaffenheit ihres Landes, ihre Kleider, Waffen, Gebräuche, Gebäude, Religion und dergleichen anbetrift. — Hieraus läßt sich ohngefähr ein Nationalcharakter bilden, der viel in sich hielte, aber keine Geschichte des Geschmacks und Künste; — ich wollte, daß ein numismatischer Goguet so ein Werk schriebe. Wohlverstanden, daß er in seinen Schlüssen keinen Schritt vergebens thue, bei jedem den Grad der Wahrscheinlichkeit in Maas nehme, und den seltnen philosophischen Genius hätte, einzelne Data niemals zu allgemein zu generalisiren, noch auch diesseit des Ziels stehen bleibe, auf welches man zu schließen könnte — wäre dies, was sich bei Klotzen fast alles im Gegentheile zeiget: so hätte man freilich "eine Geschichte des Geschmacks und der „Künste bei den Griechen aus Münzen," aber auch zugleich ein in Beispiele gebrachtes Lehrbuch der historischen Wahrscheinlichkeit, eine Logik historischer Schlüsse, nicht eine Sammlung kahler Allgemeinsätze.

Vorausgesetzt wird hier zum Grunde der ganzen Schlußfolge: daß die Griechen auf der Bahn ihrer Cultur selbst fortgegangen, nicht etwa von der unsichtbaren Macht fremder Völker darauf fortgetrieben, und umhergestoßen seyn, daß also aus ihrem Laufe die Kraft der Nation mit Grunde berechnet werden

könne. Was es für Fehlschlüsse gebe, diesen Lauf anzunehmen und zu berechnen, wo er nicht ist, werde ich am andern Orte an den Griechen zeigen; hier die Römer.

Aus der römischen Münzenfolge eine Geschichte ihres Geschmacks und der Künste ist durchaus trüglich: denn nicht sie, eine fremde Nation ists, die durch sie wirket. So viel aus ihren Münzen geschlossen werden mag; auf ihren Geschmack und Liebe zu den Künsten wenig. Was in dem römischen Geschmacke und Künsten denn eigentlich römisch, was hingegen nur von Griechen geformt nach der Römer Weise gewesen? wo die Römer selbst gedacht und gearbeitet, oder nur denken und arbeiten lassen? verliert sich in den Schatten, und ist dies nicht eben das Hauptlicht "einer Geschichte des „Geschmacks und der Künste Roms aus Münzen?„ Wie? wenn die Griechen bis auf jedes Einzelne verloren gingen, wie würden die Römer nicht siegprangen? Da sie aber nicht verloren sind, da wir aus andern Quellen, als aus Münzen, es wissen, wie sehr sie in den Geschmacks- und Kunstlauf der Römer unsichtbar einwirkt: welchen Behaupter wird das nicht zweifelhaft machen, aus Münzen ihre Geschmacks-, und Kunstgeschichte zimmern zu wollen?

Die Zeit der so genannten gothischen Münzen. Daß ihre Urheber keine Griechen und Römer weder an Geschmack, noch an Kunst, noch an irgend

Etwas gewesen, das sieht der Blinde; ja es lassen sich die Ursachen sogar einsehen, warum sie nicht das Eine, nicht das Andre, haben seyn können? Es läßt sich sogar der falsche Geschmack, der diese Völker angefüllt, nach seinem Ursprunge und Geschichte berechnen; und ob ich gleich kein Polykarp Lyser bin, so wünschte ich diesen Zeiten einen solchen Berechner, aber einen, der sich vor dem Namen der Barbarei nicht scheue, noch dies Wort so überhin nehme, als wir gemeiniglich im Zeitlaufe der Geschichte, wenn wir aus Griechen und Römern, voll von ihrem Geschmacke, kommen, hinzuwerfen pflegen. Ein Erklärer ist mehr als Tadler; und der muß er seyn, weil unser Erbgeschmack alle sein gutes Herkommen von daraus ableitet.

Wieder also ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst? Immer ja! da diesem Zeitpunkte aber sein Geschmack und seine Kunst nicht so ganz eigenthümlich, da die Literatur dieser Völker, so verdorben, als sie sey, ursprünglich eine fremde Colonie ist, die sich im Stillen mehr oder weniger ausgebreitet haben kann: so wird, nach Maaß dieser Ausbreitung, in eben dem Maaße auch eine Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen unsichrer. Es ist keine Hypothese, es ist eine von den Kennern der mittlern Zeit längst angenommene Sache, daß die Reformation der Wissenschaften wahrhaftig nicht mit einmal losgebrochen,

ſondern lange im Stillen genährt, gewachſen, gereift ſey. Und eben dieſer Fortgang des ſtillen Wachsthums, iſt der auf Münzen bemerkbar? Galt hier nicht einmal für alle Herkommen, Nationalgeſchmack, der bleierne Druck des Zeitgeiſtes? unter dieſem konnte nicht immer viel reifender guter Geſchmack liegen, der ſich nur nicht äußern durfte, und am wenigſten ja auf Münzen zuerſt äußern konnte? galt wohl auf dieſen etwas mehr, als Herkommen, das Joch des Jahrhunderts? Wie viel verliere ich aber in einer Geſchichte des Geſchmacks, wo ich dieſe reifenden, ausbrechenden Saamenkörner verliere? Wie oft kann ich irren? Wie oft auf das Ganze unzuverläſſig ſchließen?

Endlich die neuere Münzgeſchichte, und eben ſie iſt die unzuverläſſigſte auf einer Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte bei ganzen Völkern und Zeiten. In dieſen iſt die ganze ſchönere Numismatik ein Zweig griechiſcher und römiſcher Zeiten, in die Geſchichte des damaligen Zeitgeſchmacks eingepfropfet; nichts weniger aber, als ein im Boden des Jahrhunderts ſelbſtgewachſener Stamm. Bilderſchrift, Sprache und Kunſt iſt Nachahmung der Alten: immerhin alſo eine Zeuginn, daß der Urheber dieſer Münze die Alten gekannt und nachgeahmt; um ein Haar, aber auch nichts weiter. Ob der gnädigſte Fürſt, der auf der Münze ſteht, und dem Urheber und Künſtler ſeinen guten Geſchmack aller-

gnädigst vergönnet; ob jedermann, der diese Münze in seiner Tasche getragen, ob das ganze Publikum, Land, Volk und Zeit, eben den Geschmack gehabt, ist, dem ersten Anblicke nach, die abentheuerlichste Folge. Wie würde doch in den neuern Zeiten die Geschichte des Geschmacks und der Künste durcheinander laufen, wenn hie und da ein einzelner guter Medailleur, ein Antiquitätenprofessor, dem eine Münzenallegorie und Inschrift geräth, sogleich ein Zeuge seyn sollte, wie sehr sein durchlauchtiger Herr den Geschmack geliebt und gehabt, wie erleuchtet sein Jahrhundert im Geschmack und in Künsten gewesen? — fast nichts kann mehr Mitleiden verdienen, als diese Schlußfolge. Wie? ein um Lohn gedungener geglückter oder verunglückter Münzenschmid, ein Schulmonarch, der seinen lieben Alten eine Allegorie und Aufschrift entwenden kann — der ein Rüstzeug für den Geschmack und die Künste seiner Zeit, der ein Praxiteles seines Jahrhunderts an die Nachwelt? Ohne daß sein Jahrhundert vielleicht ihn versteht, beurtheilt, schätzet, soll er ihren Geschmack und Kunst predigen!

Eben so unbegreiflich ist die Gegenseite der Schlußfolge auf den bösen Geschmack neuerer Zeiten und Völker aus Münzen. Ein Land, das einem Staatssysteme, einem Ceremoniel, einem Herkommen alter Jahrhunderte von bösem Geschmack unterworfen ist: eine Zeit, deren Religion, höhere

und

Mahlerei: und in ſo gutem Tone ſie auch mögen geſagt ſeyn, was gehen ſie die Münzkunſt an? Unter allen kann dieſe am wenigſten vom Künſtler verrathen: ſelten iſt der Erfinder der Medaille auch der Zeichner, der Stempelſchneider, der Arbeiter: meiſtens iſt dieſer nur der Handarbeiter von dem Kopfe des erſten — und wie nun? daß die Münze "eine „noch getreuere Schilderung ſeines ſittlichen Charak„teers ſeyn ſoll, als eine Schrift das Bild des „Schriftſtellers,„ welch ein Dunſt! — Unter allen bildenden Künſten iſt das Münzengepräge am wenigſten freies Kunſtwerk. Landesherrſchaftliches Hoheitszeichen, Denkmal einer Begebenheit, veranlaßtes Symbol — alſo der Hofherrlichkeit, der Geſchichte, des Bedeutenden wegen, dazu iſts. Das Schöne tritt zurück, und wie weit hintennach die freie Wahl des Künſtlers? die Willkühr ſeiner Bearbeitung? ſeine Denkungsart? zudem die Triebfedern, die ihn in Bewegung geſetzt? zudem gar ſein ſittlicher Charakter? und gar deutlicher, als eine Schrift das Bild des Schriftſtellers mahlet? Das alles, liebe Göttinn Moneta, auf einer Münze!

Es iſt nicht gut, daß es dem Verfaſſer beinahe zur Gewohnheit geworden, die Gedanken anderer ſo anzuführen, daß ſie ſich ſelbſt kaum mehr ähnlich ſehen, und ſo ſelbſt mit ſeinen Leibautoren. Hier* citirt er, z. E. ſo ſeltſam und weitſchweifig, als

* S. 14.

„lichen Charakters, als eine Schrift das Bild des „Schriftstellers. Wir lesen in jenem noch deutli„cher, als in dieser, die Triebfedern, die den Geist „des Künstlers in Bewegung gesetzt und die Nei„gungen, welche gleichsam seine Hand geleitet.„ *

So unbestimmt und moderecht, als dieser Allgemeinsatz hier stehet, ist er wieder blos das Meteor von einer Bemerkung. Welche bildende Künste sind Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen, der sich mit ihnen beschäftigt? Ohne Zweifel, die ihm Wahl, Eigenheit und Eigensinn erlauben: dieses sind nicht alle in einem Grade, ja die vollkommensten der bildenden Künste erlauben am wenigsten. Die Bildhauerkunst, die Baukunst hat bei ihren Idealen so hohe und strenge Regeln, daß es wohl kaum dem Künstler frei stehet, mit der Kunst gleichsam zu buhlen, die eine göttliche, königliche Juno ist. Die Mahlerei, die in Allem ungemein viele Eigenheiten, Veränderungen und willkührliche Pinselstriche erlaubt, mag an ihrem Theile eine verborgne Verrätherinn der Denkart seyn, als alle Sibyllenbrüder wollen: die Modebeispiele, die Kloß anführt, ** vom sanften Raphael und vom ernsthaften Angelo, vom hitzigen Hannibal Caraccio und vom schreckhaften Ribera, und vom niedrigen Brouwer, vom versäumten Kupetzki, und vom fühlbaren Vandyk — alle diese Taschenraritäten sind aus ihr, der

* S. 10. 11. ** S. 12.

Mahlerei: und in so gutem Tone sie auch mögen gesagt seyn, was gehen sie die Münzkunst an? Unter allen kann diese am wenigsten vom Künstler verrathen: selten ist der Erfinder der Medaille auch der Zeichner, der Stempelschneider, der Arbeiter: meistens ist dieser nur der Handarbeiter von dem Kopfe des ersten — und wie nun? daß die Münze "eine „noch getreuere Schilderung seines sittlichen Charak„teers seyn soll, als eine Schrift das Bild des „Schriftstellers,„ welch ein Dunst! — Unter allen bildenden Künsten ist das Münzengepräge am wenigsten freies Kunstwerk. Landesherrschaftliches Hoheitszeichen, Denkmal einer Begebenheit, veranlaßtes Symbol — also der Hofherrlichkeit, der Geschichte, des Bedeutenden wegen, dazu ists. Das Schöne tritt zurück, und wie weit hintennach die freie Wahl des Künstlers? die Willkühr seiner Bearbeitung? seine Denkungsart? zudem die Triebfedern, die ihn in Bewegung gesetzt? zudem gar sein sittlicher Charakter? und gar deutlicher, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers mahlet? Das alles, liebe Göttinn Moneta, auf einer Münze!

Es ist nicht gut, daß es dem Verfasser beinahe zur Gewohnheit geworden, die Gedanken anderer so anzuführen, daß sie sich selbst kaum mehr ähnlich sehen, und so selbst mit seinen Leibautoren. Hier* citirt er, z. E. so seltsam und weitschweifig, als

* S. 14.

der verspottete * Grillo seinen Pindar nicht beirufen kann, um einige Seiten des unbestimmtesten Gemisches zu bestätigen: "So wahr ist der Ausspruch eines Mannes, welcher die tiefen Einsichten und alle Eigenschaften eines großen Genies," u. s. w. — Wie? und dieser wirklich große Mann sollte mit seinem Ausspruche das vorhergehende Getümmel von Halbwahrheiten bestätigen? Er es bestätigen, daß alle bildenden Künste überhaupt als verborgne Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen sind, der sich mit ihnen beschäftigt? Er es bestätigen, daß Ein Werk eines Künstlers eine noch getreuere Schilderung seines sittlichen Charakters (seines sittlichen Charakters!) sey, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers? Er die erniedrigende Besichtigung anrathen, in einem Kunstwerke die Triebfedern lesen zu wollen, die den Geist des Künstlers (wie eines Taglöhners) in Bewegung gesetzt, und die Neigungen, welche seine Hand geleitet? Er mit dem Geist ersehen zufrieden seyn, in Kunstwerken nichts so eigentlich, als das vornehme, oft so unverstandne, Wort: sittlicher Charakter! sehen zu wollen? — So schielende Anführungen, die Klotz zur Zeit und Unzeit auf der Zunge hat, entehren, und einen von Hagedorn entehren sie doppelt. — — Wir wollen es unterwegens lassen, aus der Lippe Leopolds des Großen

* S. Klotzens bibl. St. 3.

auf ſeinen Münzen den ſittlichen Charakter, die Triebfedern, die Neigungen, den Geiſt, die Denkungsart ſeines Stempelſchneiders zu weißagen.

Ich wünſche unſrer Zeit, die ſich beinahe darein verliebt hat, aus Dichtungs- und Kunſtwerken den ſittlichen Charakter des Dichters und Mahlers zu ſtudiren, einen zweiten Leſſing, der die Gränze zwiſchen Dichtkunſt und perſönlicher Sittlichkeit, zwiſchen Kunſtwerk und Charakter ſcheide. Auf den Münzmeiſter aber, der ſeine Denkungsart auf Münzen offenbaret, wird der ſich wohl nicht einmal herablaſſen wollen und dürfen: denn dieſer wiſcht durch die Hände. — — Das war der Künſtler und

2. Der Fürſt.* "Auf eine zwar verſchiedne, „aber eben ſo deutliche Art ſcheint der Fürſt, wel„cher die Bilder zu Münzen entwirft, und die Auf„ſchrift dazu ſetzt, ſeine Denkungsart an den Tag zu „legen.„ Und wie viel Fürſten ſinds denn, die Bilder zu Münzen entwerfen, und die Aufſchrift dazu ſetzen? Und wenn ſie es thun, wie werden ſie ſich auf Denkmälern anders ſchildern, als ſie ſich der Welt und der Ewigkeit zeigen wollen? Worauf kann ich alſo mit Zuverläſſigkeit ſchließen? Da auf alten Münzen ſelbſt die entſchloſſenſten Geſchichtsforſcher aus der Numismatik nicht Herz genug gehabt, jede Vorſtellung eines Kaiſers oder Königes für ein Sinnbild ſeines Charakters anzunehmen: wie? ſo

* S. 15.

„als in allen seinen Handlungen?„ * Nichts weniger! und mich wundert, daß ein Gesunder so etwas behaupten könne. Vielmehr ist auf Münzen nichts als die Größe, die Tapferkeit, der Heldenmuth Ludwigs, recht das Ideal eines Ludwigs des Großen sichtbar. Eine gränzenlose Ehrbegierde, eine freudige Aufopferung der Treue, der Menschenliebe, des Wohls seiner Länder offenbart sich da nicht, und Ludwig würde es der Akademie schlecht verdankt haben, wenn sie so etwas auf Münzen hätte offenbaren wollen. Umgekehrt kann beinahe kein Fürst seyn, dessen wirkliche Handlungen und Münzvorstellungen, was Geist, was Charakter anbetrift, uneiniger seyn können, und Gnade allen Königen und Fürsten des Jahrhunderts Ludwigs und unsrer Zeit, wenn die Nachwelt so, wie Klotz, der Richter unsrer und der Vorwelt, aus Münzen ihr Urtheil fällen, auf Münzen Geister sehen, Charaktere kennen, Denkungsarten erforschen, und so den Rang bestimmen wollte. Wie sehr riefe alsdann Ludwig vor allen Neuern hervor! und wie klein ist oft die Veranlassung zu seiner prächtigsten Münze!

"Mir wenigstens, fährt Klotz fort, * giebt die „Akademie, welche dafür bezahlt wurde, daß sie „ihren Stifter durch prahlende Münzen vergnügte, „keinen geringern Beweis von der damals in Frank-

* S. 19. ** S. 19.

„reich herrſchenden Schmeichelei und allgemeinen Be„mühung, den König leichtſinnig zu vergöttern, als „jener Biſchof, welcher von dem Strome der Nie„derträchtigkeit, als ihm Ludwig — „ ich kann den redneriſchen Ton bei dem Geſchichtchen eines Biſchofs, der Ludwigen zu gefallen keine Zähne haben will, nicht aushalten — fühlt denn Kloß nicht, daß dies Eine Geſchichtchen ſein ganzes Syſtem der Hieroſcopie aus Münzen umwerfe? Konnte eine ganze Akademie, die dafür bezahlt wurde, auf ihren Münzen nichts als ſchmeicheln: kann eine Legion von Münzen noch ſo wenig Zeuginn über den Charakter eines Prinzen werden: ein ganzes Jahrhundert beinahe konnte im Strome prächtiger Lügen fortgehen — "ach Sire! wo findet man alsdann jemand, der „Zähne hat?„ wer wird alsdann den Charakter, die Denkungsart, die Wahrheit eines Fürſten aus deſſen Münzen leſen wollen?

Des Fürſten Hauptbeſchäftigung etwa könnte man noch endlich aus vielen Münzen, am liebſten aus allen ſeinen zuſammen genommen, erſehen: ohngefähr die Richtung ſeiner Naſe und das Profil ſeines Geſichts. Aber Geiſt, Denkungsart, hiſtoriſcher Charakter, Wahrheit? — Alle Münzen haben gleichſam den Ton, den ſie als Münzen anſtimmen müſſen; ſo wie eine Epopee eine Erhebung über die Geſchichte, und das Drama eine Erhöhung über das gemeine Leben zum Weſen hat. Wer nun

eine Epopee zur Urkunde, und ein Drama zur Moral des Lebens machen kann, der ſtudire auch die Geſchichte vom Geiſte und Charakter eines Prinzen aus ſeinen Münzen, und aus ſeinem Grabmonumente, wo, ohne noch an unterthänige Schmeicheleien und Lügen zu gedenken, beide ſchon ihren Ton, ihr Epos haben, der immer, ja auch bei der wahrſten Aufſchrift, poetiſche Natur hat, und keine hiſtoriſche Natur haben will. — — Wie ſehr könnte ein Fürſt den Verfaſſer in Verlegenheit ſetzen, aus den Münzen ſeiner Vorfahren die Geſchichte ihrer Denkungsart zu entwerfen? Und zufolge dieſes Grundſatzes würde ich ihm wahrhaftig nicht ſeine Paräneſis über die Münzen neuerer Zeiten nachſchreiben, um dieſe nach ſeinem Calcul zu charakteriſiren, und Augen zu zeigen, die nur ein Angelo, Pietro di Cortona, Nikoſtratus, Addiſon und Kloß haben!

Drittens aber, und endlich: * "Ich glaube „nicht zu irren, wenn ich den moraliſchen Cha„rakter gewiſſer Nationen und gewiſſer Zeiten auf „den Münzen ſuche, und entdecke." Weiß Kloß, was eine Nation, eine Zeit, ein moraliſcher Charakter einer Nation und Zeit ſey: die Feder würde ihm entfallen ſeyn, da er ſo etwas ſchreiben wollte. Nicht auf den moraliſchen Charakter der Griechen und Römer einmal, als Zeiten, als Nationen be-

* S. 15.

trachtet, läßt ſich aus ihren Münzen, aus allen alten Münzen zuſammengenommen, ſchließen: und in neuern Zeiten, auf neuere Völker, wo die Numismatik beinahe ganz Privatſache, beinahe ganz hiſtoriſche Urkunde iſt, im Tone des Herkommens, das auf Münzen einmal gäng und gäbe geworden — da aus ihnen auf den moraliſchen Charakter ganzer Nationen und Zeiten ſchließen?! —

Klotz führt Beiſpiele.* "Die Gewalt des Aber„glaubens und einer ſclaviſchen Unterwerfung gegen „die Prieſter herrſcht in den Büchern und Briefen „jener finſtern Zeiten eben ſo ſehr, als auf den „Münzen, welche die Fürſten, vornehmlich in „Deutſchland, damals ſchlagen ließen, als man „theils zu ohnmächtig und ſchwach war, ſich der „geiſtlichen Herrſchaft zu widerſetzen, theils noch „der wohlthätigen Hülfe der Weltweisheit, dieſer „Freundinn und Schweſter der Religion, entbehrte, um die Feſſeln des Vorurtheils zu zerbrechen. „Iſt es zu verwundern, daß ein ſolches Zeitalter nichts lieber auch auf Münzen ſah, als Kreuze, Schlüſſel, Bücher, Biſchofsſtäbe und Kirchen. — —„ Wie? die mittelmäſigſte Kenntniß der mittlern Geſchichte und Rechtsgelehrſamkeit, die diplomatiſche Stavrologie und Sphragiſtik, zeigt ſie nicht, daß Kreuze und andere Zeichen altes Herkommen geweſen, das freilich

* S. 15.

im Anfange aus Aberglauben aufkam, nachher aber Jahrhunderte hinweg urkundliche Gewohnheit, bestimmtes Rechts- und Hoheitszeichen, u. s. w. blieb — wie also in jedem Jahrhundert, und in jedem Subjekt ein Zeuge auf moralischen Charakter? Wie manche von diesen werden noch heut zu Tage signiret, wo sie ihres Orts sind? und in den damaligen Zeiten sollte man sie aus gutem Wohlgeschmack unterlassen, sich den Haß der Geistlichen, und vielleicht die Ungültigkeit der Gepräge zuziehen, die sich dem Herkommen nicht unterwerfen? Nicht lieber ein Kreuz signiren, wo es zeit- und landüblich war, als ein Thor und ein Ketzer, des guten Geschmacks wegen, seyn wollen? Unzeitiges Anbringen des guten Geschmacks zuerst auf einer Münze, noch unzeitiger aber, da, wo alles Herkommen ist, guten Geschmack suchen und verurtheilen wollen! —

"Man hat den Holländern oft eine beleidi„gungsvolle Verachtung gegen Könige und „Fürsten vorgeworfen. Ob man ihnen gleich „die Begierde, über andre zu lachen und zu spot„ten, gelassen, so hat man doch die Artigkeit, Höf„lichkeit und den Anstand von ihren Satyren ge„trennet. Die bei vielen Gelegenheiten in Holland „erfundenen und geschlagenen Münzen bestätigen je„nes Urtheil vollkommen." * Aber wer hat sie

* S. 20.

erfunden? wer hat sie prägen lassen? Gewiß nicht die ganze Nation, über deren sittlichen Charakter der Verfasser nach dem Völkerrechte so billig urtheilt: oft Privatpersonen, und oft Fremde. Wer die Freiheit der holländischen Münze kennet, den Zusammenfluß so vieler Nationen daselbst, das Interesse, das dies Volk des Commerzes wegen an den Begebenheiten der meisten Länder hat, und dann die ehrliche Dreustigkeit, die sich der Holländer nimmt, seine Meinung heraus zu sagen, und dann die ehrliche Dreustigkeit andrer, die sich hinter diesen Schirm verstecken — der wird sich, ohne in den Loostopf der Sibylle greifen zu dürfen, die Menge satyrischer Münzen, die in Holland herauskommen, erklären können. Wird er aber auch den weisen Schluß auf den Charakter und zwar den moralischen Charakter der Nation "beleidigungsvolle Verachtung gegen Könige und Fürsten, Begierde über andre zu lachen und spotten, Mangel „der Artigkeit, der Höflichkeit und des Anstandes?„ Ich weiß nicht; wenigstens kenne ich den Holländer zwar als einen Menschen, der seinen trocknen Spotteinfall rein weg sagt; aber als ein Thier, das so begierig wäre, über andere zu lachen und zu spotten, das eine beleidigungsvolle Verachtung gegen Könige und Fürsten eben zu seinem "moralischen Charakter„ hätte? — das mag ein Holländer wissen.

Ueber Holland kömmt Kloß an sein liebes Vaterland, um den sittlichen Charakter desselben aus Münzen zu erklären.* "Es war eine Zeit, da „Deutschlands Fürsten es für eine Ehre hielten, „große Weinfäßer zu bauen, so wie etwan andre „Fürsten sich beeiferten, ihren Geschmack an der „Bildhauerei und Baukunst zu zeigen. Damit auch „die Nachkommenschaft die wichtige Geschichte des „Heidelbergischen Fasses erführe, wurde dieselbe im „Jahre 1664. durch zwei Münzen verewiget, wo„von die eine mit den elendesten Reimen angefüllet „ist. — — Ich, als ein Deutscher, schäme mich, „den Schluß hieraus zu ziehen, welchen ein Aus„länder leicht machen wird." — — Nur herausgesagt! der Schluß soll vom Weinfasse einer Münze auf nichts minder, als den sittlichen Charakter, den ganzen sittlichen Charakter, die Denkungsart, den Geist der Deutschen gehen: denn Deutschland verräth sich ja gegen die Ausländer hiermit so stark, daß Er, Kloß, als ein Deutscher, sich deswegen gegen die Ausländer fast schämet, ein Deutscher zu seyn. —

6.

1. Münzen können nicht eigentlich auf den Geschmack eines Volks, einer Zeit zeugen, wenn das Münzwesen nicht ein Werk des Volks und der Zeit

* S. 21.

ist. Nichts ist deutlicher, als diese Einschränkung: nichts räumt auch mehr auf. In Griechenland, zu den Zeiten der Republiken, war das Münzwesen eine Sache des Publikums: die Vorstellungen waren entweder öffentlich bestimmt, oder, wenn sie neu bestimmt wurden, von der Obrigkeit, die den Staat vorstellte. Man konnte also in gelindem Verstande sagen, diese wählte im Namen des Volks, das wenigstens ihr Bild und Aufschrift kannte, beurtheilen konnte, und vielleicht gebilligt hatte. — In den republikanischen Zeiten Roms weiß man die strengen Münzgesetze, die kein Privatbild auf die Münzen zuließen. In diesen Zeiten kann man noch sagen, daß die Münzen ein Werk des Publikums; allein man weiß auch, wie simpel und einförmig beinahe sie damals gerathen, da man in freien Republiken nie gern ohne Noth Abänderungen machet.

Zu den Zeiten einer Monarchie kann sich aus vielen Ursachen die Münzenkunst mehr aufnehmen: allein um so uneigentlicher schon ein Werk des Publikums. Unter einem Philippus, und Alexander dem Großen, und den Ptolemäern, und den Cäsaren sind die Münzen vortreflich: sie können über nichts als die Unverwerflichkeit derer zeugen, denen der Hof die Münzsorge aufgetragen, und, wenn man will, über die Güte des Hofgeschmacks. Unter Ludwig XIV war die Akademie der Inschriften das Publikum, das Münzen schuf — sie dem ganzen Frank-

reich, das ſie gröſtentheils nicht verſtand, zur Laſt zu legen, wäre ungerecht. Zu Chriſtinens Zeiten waren ihre Antiquitätenlieblinge das gebildete ſchwediſche Publikum, das ſich nach ihrer antiquariſchen Königinn bequemte. Und die Cultur Rußlands aus den guten Münzen zu berechnen, * die unter der Kaiſerinn Anna und andern geſchlagen, iſt für Rußland eine ſehr leidige Ehre, die ihm ein Mitglied der Akademie und ein Stempelſchneider verſchaffen und verderben kann. Ich weiß, daß Kloß alle dieſe Beiſpiele für ſich anziehet, und in ſeinem ſüßen Molltone ſinget: "wie genau mit der Verbeſſerung „der Wiſſenſchaften und Künſte in einem Lande auch „eine beſſere Geſtalt der Münzen verbunden ſey, „können wir unter andern auch aus Rußlands Beiſpiel ſehen, u. ſ. w. Man mag mir immer einwenden, daß die Künſtler Ausländer ſind: es zeigen doch allezeit jene Schauſtücke den Geſchmack „der Groſſen des Landes und die Liebe des Hofes zu „den Künſten„ — und da er ſich alſo nichts einwenden läßt: ſo zucke ich die Achſeln.

Hume ſoll für mich reden. Er macht bei ſeiner vortreflichen Abhandlung von dem Urſprunge und Fortgange der Künſte und Wiſſenſchaften gleich anfangs den Grundſatz: "was auf wenige Perſonen ankömmt, muß groſſentheils dem Zufalle oder „der-

* S. 170.

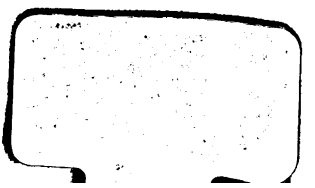
„verborgnen und unbekannten Ursachen zugeschrieben „werden: nur was aus einer großen Anzahl her„kommt, kann oftmals aus bestimmten und bekann„ten Ursachen erkläret werden.“ Er giebt von diesem Grundsatze die scharfsinnigsten Gründe, und mit ihnen fällt das Gebäude des ganzen kloßischen Werks. Bei neuern Münzen kommt es nur auf zwo Personen an, einen Erfinder und einen Künstler: so ist das Ding gut oder böse. Und wie kann hier der Zufall tyranniſiren! Der Erfinder, vielleicht ein Mann von Geschmack und Wissenschaft, ist eben kein Münzenkopf, er ist ein Grübler — die Münze ist verdorben! Er hat eben jetzt sein böses Stündlein: ihm will kein Münzeneinfall glücken — verdorben! Er hat in diesem und dem Punkte seinen Eigensinn — verdorben! Er ist ein Ausländer, vielleicht durch einen Zufall dahin gespielt, vielleicht ungeschätzt, vielleicht verachtet: vielleicht durch einen Zufall zur Ehre, Erfinder zu seyn, gekommen: vielleicht zu einem glücklichen Einfalle, durch das Aufschlagen eines Buchs, vielleicht in einem glücklichen Traume zu diesem glücklichen Einfalle gelanget, ich weiß nicht, wie? — So auch sein Künstler: sie mögen sich secundiren oder entgegenarbeiten — es sind zwo Privatpersonen: und sie sollen mit ihrer Armseligkeit für oder gegen den Geschmack eines ganzen Landes streiten? —

Wenn aber viele Münzen von einerlei Art = =

o so sind auch viele Reihen von Zufällen von einerlei Art: genug! bei uns ist keine Münze national, keine Sache des Publikums, so kann auch ihr Zeugniß nicht öffentlich seyn. Der größeste Theil des kloßischen Buchs ist auf diesen Schluß gebauet.

2. Nie kann etwas ein Zeugniß vom Geschmacke seyn, wenn es nicht ein freies Kunstwerk ist, und das ist die Münze bei uns selten. Lessing hat die alten Religionskünstler von der Regel seiner strengen Kunst beurlaubet, und Kloß redet ihm zu gefallen die Beurlaubung nach, die er doch in allen seinen Schriften so schlecht anwendet. Schon bei den Alten war die Münze Symbol — bei uns gar historisch-politisch-kirchlich-landesherrliche Urkunde — wer will sie nach Gesetzen der Kunst richten? Geldeswerth tritt voran: Herrschaftszeichen hinten drauf: Denkmal der Geschichte alsdann: nun erst Symbol — und nach allem erst Geschmack: will dieser sich vordrängen, wie übel kann er oft zurückkommen! Ich habe den Unterschied gezeigt, ich mag ihn nicht wiederholen.

Eben daher nimmt sich in sehr unabhängigen Monarchien, wo alles auf die Willkühr und den Geschmack des Landesherrn ankommt, die Münzenkunst eben so leicht auf, als sie in einem Lande voll Fürsten und Stände, voll Staatsrecht und Herkommen, wie z. E. Deutschland ist, dem anderweitigen guten Geschmacke unbeschadet, leider! zurückbleiben

muß. Ich wünschte, daß ein Mann von Staatskunde zugleich der Lehrer des Geschmacks, der Könige und Fürsten geworden wäre.

3. So sehr ich auch den Münzen Geschmack wünsche: so sehe ich doch eine Reformation ihrer am wenigsten als die Reformation eines Landes an. Nach unsrer Verfassung kann von ihnen am mindesten der bessere Geschmack ausgehen, da sie nur durch das schwächste Band mit der Cultur einer Nation in Wissenschaften und Künsten zusammenhängen. Und nimmer = = doch genug! die Klotzische Schrift, ihrem Tone und Inhalte, ihrer Schlußart und Ordnung nach, zusammt den Lobsprüchen, die sie ertheilt und erhalten, wird unsrer Nachkommenschaft eine so schöne Probe vom bündigen Geschmacke unserer Zeit geben, daß ich ihr also mit gutem Herzen die Ewigkeit wünsche, und unwillig die Feder wegwerfe. — —